

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 153 (1985)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

5/1985 153. Jahr 31. Januar

Industrieseelsorge in Gefahr?

Ein Beitrag von
Josef Bieger-Hänggi 81

Schriftsprache oder Dialekt im Gottesdienst und auf der Kanzel?

Die Argumente werden dargelegt und diskutiert von
Josef Bommer 82

Für Sprachqualität

Ein Plädoyer von
Joseph Bühlmann 83

Ganzheitlich glauben – miteinander glauben

Vom Kongress von und für Frauen mit und für Pastoraltheologen berichten
Lotti Brun/Beatrice Haefeli 85

Frauen für eine ganzheitliche Kirche

Ein Bericht von
Rolf Weibel 86

Die sozialetische Forschung zu fördern

Ein Bericht von
Rolf Weibel 87

Vernehmlassung zum Kirchengesangbuch

89

Jesus, der Exorzist

Eine Buchbesprechung von
Georg Schelbert 89

Hinweise 90

Amtlicher Teil *Jubiläum 1985* 91

Neue Schweizer Kirchen

Christ-König, Buchen-Staad (SG)

Industrieseelsorge in Gefahr?

Auf eine solide Grundlage konnte der Dienst der Kirche in der Welt der Arbeit schon immer zählen: die Tradition der kirchlichen Soziallehre, aufgenommen und den heutigen Verhältnissen angepasst durch die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute und auf die Schweizer Verhältnisse übertragen durch die Texte der Synode 72.

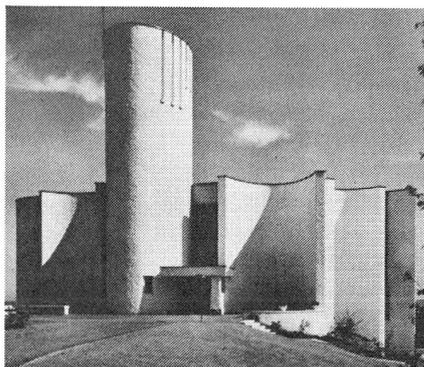
Kaum jemand bestreitet die hochaktuelle Bedeutung dieses Dienstes in einer Zeit tiefgreifender Umwälzungen in der Welt der Arbeit, des Berufs, der Wirtschaft allgemein. Die dritte Industrielle Revolution führt mit Gewissheit zu Arbeits- und Wirtschaftsformen, die wir uns noch kaum vorstellen können. Die Krise der Weltwirtschaft, die darin besteht, dass die Wirtschaft ihren Grundauftrag, für alle Menschen die notwendigen Güter zu beschaffen, bei weitem nicht erfüllt, wird auch unsere Arbeitswelt beeinflussen.

Selbst in der ruhigen Schweiz sind immer mehr Menschen von diesen Auswirkungen betroffen, sei es durch Berufswechsel, neue Arbeitsformen, durch neue Technologien, durch Umweltprobleme, durch Arbeitslosigkeit. Immer mehr prägt das Arbeits- und Wirtschaftsleben unsere ganze menschliche Existenz.

Eine solide Grundlage, höchste Aktualität und eigene Betroffenheit müssten eigentlich zu einer «Hochkonjunktur» in diesem Bereich der kirchlichen Arbeit führen: Universitäten und Institute, die mit erster Priorität an diesen Fragen arbeiten. Junge Theologen, die im Studium und in der Weiterbildung den Schwerpunkt Industriepastoral oder Wirtschaftsethik wählen. Diözesane Gremien, die Leitlinien für die praktische Verwirklichung der Postulate der Synode 72 erarbeiten. Christliche Berufsverbände, die die christlichen Anliegen kompetent zur Diskussion stellen. Pfarreien, die ihre Mitchristen – Unternehmer und Arbeiter – in ihrem beruflichen Alltag begleiten. Eine Kirche, die mit Mut und Verantwortung die Zukunft mitgestaltet.

Es wäre zu pessimistisch zu sagen, dass nichts von alledem geschehe. Es wäre aber ebenso übertrieben zu behaupten, dass nur eine dieser Arten kirchlicher Industriearbeit einen markanten Aufschwung genommen hätte. Gerade die traditionelle Arbeiter- und Industrieseelsorge hat immer mehr Mühe, Nachwuchs zu finden, und das Durchschnittsalter des guten Dutzend Industrie- und Arbeiterseelsorger liegt bei fünfzig Jahren.

Dass eine solche Entwicklung nicht von einem Tag auf den andern erfolgt, scheint klar zu sein. Als die Ordensgemeinschaften nicht einfach mehr auf eine freundliche Bitte der Diözesen hin das notwendige Personal stellten, begannen die Probleme. Nach dem Zerfall der straffen Organisation der Arbeitervereine, oft direkt durch den Präses geleitet und von einem Bischof koordiniert, verschwand auch allmählich das Bewusstsein der Industrieseelsorge als landesweite Aufgabe. Neuere Initiativen sind kan-



tonal oder lokal und nur dürftig in den Gremien der Industrieseelsorger koordiniert.

Es scheint eine Ironie der Geschichte zu sein, dass ein Seelsorgezweig, der eine rund hundertjährige Geschichte aufweist, in jüngerer Zeit als «Spezialseelsorge» abgestempelt und gegen die Gemeindeseelsorge ausgespielt wurde. Vielerorts wird heute so argumentiert, dass der Personalmangel in der Gemeindeseelsorge einen Personaleinsatz in der «Spezialseelsorge» nicht rechtfertigte. So blieben Arbeiterseelsorgestellen unbesetzt. Ein Weg aus der Sackgasse könnte ein Konzept der evangelisch-reformierten Kirche sein, wo Industrieseelsorge als Schwerpunktarbeit des Gemeindepfarrers (1/4- oder 1/3-Pensum) betrieben wird.

Wie kann der Dienst der Kirche in der Welt der Arbeit in der Schweiz in Zukunft gewährleistet werden?

Zum theologischen Fundament muss die Erarbeitung von christlichen Handlungsanweisungen für einzelne Probleme kommen. Die rasante technologische Entwicklung fordert uns heraus, immer neu darnach zu fragen, was in dieser Situation christlich gut, gerecht und im Sinne des Schöpfers sei. Ethische Auseinandersetzung ist vonnöten.

Im Masse der Veränderungen wird auch die traditionelle Verkündigungsform unverständlich. Die Verkündigung der Botschaft muss so geschehen, dass sie von den durch die moderne Wirtschaftswelt geprägten Menschen auch verstanden werden kann. Neue Wege in der Verkündigung sind vonnöten.

Veränderungen machen vielen Menschen Angst und bringen viele in existentielle Schwierigkeiten. Das Mitgehen mit Betroffenen, die Hilfe in Not, das Mutmachen bei Veränderungen, das Einstehen für Gerechtigkeit sind die Diakonatsdienste in der Arbeitswelt. Neue Formen der Diakonie sind vonnöten.

Was mir Mut macht, sind verschiedene Initiativen der letzten Zeit, die zeigen, dass der Dienst der Kirche in der Arbeitswelt eher in einem Übergang als in Agonie ist:

Kantonale Synoden haben trotz Personalreduktion die Stelle der Industrieseelsorge beibehalten, gelegentlich sogar neue geplant.

Das Bistum St. Gallen hat eine Kommission «Kirche und Wirtschaft» geschaffen.

Die Arbeiterseelsorger-Konferenz hat zusammen mit der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft «Kirche und Industrie» ihre guten Dienste angeboten für jene Stellen, bei denen bald ein personeller Wechsel bevorsteht.

Einige junge Theologen haben die Zeichen der Zeit so gedeutet, dass sie ihren Beruf nach paulinischem Vorbild ausüben, das heisst neben einem Teilpensum Seelsorge einer einfachen Arbeit nachgehen, um selber zu erfahren, was es heisst, für den Lebensunterhalt aufkommen zu müssen.

Der Dienst der Kirche in der Welt der Arbeit und Wirtschaft ist nicht nur eine Spezialaufgabe. Die moderne Arbeitswelt prägt den Menschen und seine Lebenswelt in höchstem Masse. Sie prägt auch – immer mehr – jegliche Tätigkeit der Kirche. Wenn wir Christen nicht imstande sind, diese Zeichen der Zeit zu lesen und im Lichte des Christentums zu deuten, dann ist nicht nur ein wenig bedeutungsvoller Seelsorgezweig in Gefahr, dann läuft die Kirche Gefahr, nicht mehr gehört zu werden. Auch deshalb muss die Industrieseelsorge Gewähr bieten, dass die Brücke zwischen Kirche und Arbeitswelt bestehen bleibt.

Josef Bieger-Hänggi

Pastoral

Schriftsprache oder Dialekt im Gottesdienst und auf der Kanzel?

Im Kirchenboten, dem vorzüglich redigierten «Pfarrblatt» der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich, kam vor einiger Zeit ein Problem zur Sprache, das auch für den katholischen Raum von grosser Aktualität ist, die Frage nämlich, ob im Gottesdienst, ob vor allem auch in der Predigt die bisher meist übliche Schriftsprache dem Dialekt zu weichen habe, ob also auch die Kirche «auf der modernen Mundartwelle zu reiten gedanke». Wir erleben zurzeit unbestreitbar eine Mundart-Renaissance. Man spricht vermehrt Dialekt und die Massenmedien gehen hier mit dem guten oder schlechten Beispiel voran. Es sind vor allem auch die jungen Theologen und Seelsorger, die sich zum Teil in extremer Art und Weise der Mundart verschrieben haben, ja es gibt Pfarreien, in denen nur noch im Dialekt gepredigt wird. Verbreitet ist zudem gar oft ein Mischmasch von Dialekt und Hochsprache, wobei die Qualität der Mundart gar oft sehr zu wünschen übrig lässt, eine Folge der Durchmischung der Dialekte in einer mobilen Gesellschaft. Ursula Kägi meint dazu im Kirchenboten: «Unüberhörbar ist der Verlust an altem Wortgut, an dessen Stelle eine Flut neuer Wortbildungen tritt. Wer sich heute gegen die Hochsprache und für die Mundart entscheidet, kommt nicht darum herum, sich mit der Qualität der Mundart auseinanderzusetzen: Jargon oder Dialekt, Zürichdeutsch oder Strassen- und Radiomischung.»

Dialekt ja – aber nicht auf der Kanzel

Doch damit sind wir bereits bei den negativen Argumenten angelangt, bei den zahlreichen Stimmen, die sich im Gemeindegottesdienst und in der Sonntagspredigt gegen den Gebrauch des Dialekts und für die Schriftsprache einsetzen. Dass natürlich eine gepflegte Mundart auch in der Kirche, auch im Gottesdienst da und dort ihren Platz habe, das ist auch in der Kirchenbotendiskussion unbestritten. Dass im Kinder- und Familiengottesdienst, dass unter Umständen auch bei Kasualhandlungen, wie Taufe, Hochzeit und Beerdigung, wo in der Regel und vorzüglich kleinere Gruppen zum Gottesdienst sich zusammenfinden, die Mundart durchaus am Platz sein kann, darüber wird, von einigen Extrempositionen abgesehen, nicht diskutiert.

Unser Problem spitzt sich zu auf den normalen Sonntagsgottesdienst einer Gemeinde, in unserem Fall also auf die Sonntagsliturgie in der Pfarrkirche und auf die dabei gehaltene Predigt. Dabei ist im katholischen Raum in der Regel mit einer grösseren Beteiligung zu rechnen. Es geht hier also in der Regel nicht um eine Kleingruppe, sondern um eine Masse, um Hunderte von Gläubigen, es spielen nicht die Gesetze der Gruppen-, sondern diejenigen der Massenpsychologie¹.

In diesem Zusammenhang und auf diese gottesdienstliche Situation sind die Gründe bezogen, die nach Ansicht der Gegner der Mundartwelle in der Kirche gegen einen zu ausgiebigen Gebrauch des Dialekts in der Kirche sprechen. Solche Gründe sind etwa:

- *Rücksicht auf Fremdsprachige und Hörbehinderte.* Tessiner und Welsche, aber auch die zahlreichen Ausländer in unserem Land und in unseren Kirchen beklagen sich, wenn im Gemeindegottesdienst eine Sprache gesprochen wird, die sie nicht verstehen. Tessiner und Welsche weisen meiner Meinung nach zu Recht darauf hin, dass auch bei ihnen Dialekte existieren, dass aber in der Kirche, wie auch an anderen Orten des öffentlichen Lebens, die Hochsprache gebraucht werde.

- *Mühe mit den verschiedenen Dialekten.* Den Schweizerdialekt gibt es ja gar nicht. Es gibt nur die verschiedenen regionalen Dialekte, die erheblich voneinander abweichen, die freilich in sehr vielen Fällen nicht mehr rein gesprochen werden. Trotzdem: Was soll ein echter und währschafter Bernerdialekt auf einer Luzerner Kanzel, ein Basler in Zürich, ein Walliser in St. Gallen. So etwas kann schon im Religionsunterricht vor den Kindern zu grössten Verständigungsschwierigkeiten führen. Kommt dazu die schon erwähnte Durchmischung der Dialekte, wie sie vor allem an grösseren Orten und Städten zur Regel gehört. Wer spricht in Zürich schon noch einen sauberen Zürcherdialekt?

- *Schwierigkeiten für den Pfarrer, sich im Dialekt ebenso prägnant auszudrücken wie auf hochdeutsch.* Der Dialekt verführt zum Plaudern. «Bei jeder Mundartpredigt spüre ich: Gedacht ist alles hochdeutsch! Es wird einfach ein volkstümliches Lautmäntelchen umgehängt. Die Bibelauslegung, die theologische Schulung, das alles vollzieht sich, wie in anderen Fachgebieten auch, auf hochdeutsch. Diese Sprachform ist ein gutes Instrument des Denkens und Verkündens. Generationen von Theologen und Predigern haben daran gearbeitet. Sie hat Qualitäten, die der Mundart fehlen. Nach Popularität

Für Sprachqualität

Dem vorliegenden Artikel von Prof. Josef Bommer und vielen anderen Äusserungen in Presse und öffentlichen Gesprächen ist zu entnehmen, dass weithin diskutiert wird über den Sinn und Wert des Dialekts im gottesdienstlichen Bereich der christlichen Kirchen. Wenn die Meinungen auch stark voneinander abweichen, sprechen meines Erachtens – wie auch Prof. Bommer festhält – doch wohlüberlegte Gründe dafür, *im «normalen Sonntagsgottesdienst» unserer Gemeinden «der Schriftsprache den Vorzug zu geben».*

Ich selber gehöre als alter katholischer Pfarrer zu den Priestern und Gottesdienstbesuchern, die es sehr bedauern oder geradezu darunter leiden, dass sich die Tendenz, in den katholischen Gottesdiensten sogar an Sonn- und Feiertagen die Schriftsprache zugunsten des Dialekts zu verdrängen, mehr und mehr durchzusetzen scheint. Abgesehen davon, dass doch manche sprachlichen, psychologischen und theologischen Überlegungen ernsthafte Bedenken gegen diese Entwicklung anzumelden haben, müssten wir doch auch an anderssprachige Gottesdienstbesucher, sei es aus der Schweiz oder aus fremden Ländern, denken.

Kürzlich hat mir ein Akademiker in bestem Alter, der regelmässig katholische Gottesdienste besucht und diese auch wirklich mitfeiern möchte, gestanden, wie sehr er durch das Gehabe gewisser Geistlicher oder Laien-Vorbeter, die den ganzen Gottesdienst an jeder nur möglichen Stelle mit eingefügten Dialekt-Bemerkungen zerreden, gestört werde. Wenn gelegentlich zur Einleitung und Begrüssung auch in den Sonntagsgottesdiensten ein paar Sätze in Dialekt begründet sein können, empfindet man es doch weithin als *fast unerträglich, wenn die ganze Abwicklung der eucharistischen Liturgie mehrmals oder fast ständig mit Dialekt-Bemerkungen unterbrochen wird.*

Wozu haben wir denn seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine deutschsprachige Liturgie, wenn wir anfangen, auch diese noch zu erklären und sozusagen in unsere Dialekte zu übertragen? Was in besonderen Gottesdiensten – etwa für Kinder, für kranke, betagte oder auch geistig behinderte Kirchenbesucher – aber auch in speziell vereinbarten Gottesdiensten wie Trauungen, Taufen, Familienanlässe und für Verstorbene völlig gerechtfertigt sein kann, wirkt in offi-

ziellen und öffentlichen Gottesdiensten – vor allem an Sonntagen – störend und lästig. Für gewisse Liturgen scheint es sich nur noch um einen kleinen Schritt zu handeln, bis man eines Tages den ganzen Gottesdienst, sogar mit den biblischen Lesungen, den Gebeten und dem Kanon in Dialekt hält. Wenn irgendwo, dann müsste zuallererst in den Städten unseres Landes mit vielen fremden Gästen energisch nach Abwehr gegen eine solche Entwicklung gerufen werden.

Trotz dieser Vorbehalte finde ich es aber im Prinzip sinnvoll, wenn dem Liturgen bei der Gestaltung der Gottesdienste eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit zugebilligt wird. So kann nämlich die Gefahr langweiliger Eintönigkeit oder gedankenlosen Herunterleierns ehrwürdiger und eindrücklicher Formulierungen rechtzeitig eingeschränkt werden. Aber diese Selbständigkeit findet ihre Grenze an den theologisch, dogmatisch und liturgisch richtig gewählten Worten für die Vermittlung der Offenbarungswahrheit und für die Verkündigung der christlichen Frohbotschaft. Jedenfalls muss sich der Liturge hüten, den Charakter der gottesdienstlichen Sprache mit nicht genügend überlegten zusätzlichen Gedanken zu verändern oder in eine Richtung ausmünden zu lassen, die nicht mit dem Wahrheitsgehalt der angestammten liturgischen Botschaft und dem gesunden, allgemein gültigen Sprachempfinden übereinstimmt. Wenn er das nicht beachtet, *gefährdet er allzu leicht den zutiefst unlösbaren inneren Zusammenhang von Kultur, Religion und gewissenhaft erarbeitetem und gepflegtem Sprachvermögen.*

Im vorliegenden Artikel kommt deutlich die Sorge für die Qualität der Sprache und für die Echtheit der Wiedergabe religiöser Wahrheiten zum Ausdruck. Ich denke, dass wir katholische Christen – vorab im liturgischen und gottesdienstlichen Bereich – allen Grund haben, die Symptome für den zunehmenden Abbau der Sprachqualität und der menschlich allgemein ansprechenden und würdigen Formulierung zu erkennen. Hoffentlich hat Prof. Bommer recht, wenn er damit rechnet, dass allein schon die Reflexion über dieses Problem etwas weiter hilft und dazu beiträgt, eine fortschreitende Qualitätsverminderung in der katholischen Gottesdienstgestaltung aufzuhalten und den entsprechenden Gefahren entgegenzuwirken.

Joseph Bühlmann

¹ Vgl. dazu Stefan Blarer, *Das Unbehagen im Gemeindegottesdienst*, Rex-Verlag, Luzern/München 1978.

haschen, Moden mitmachen, auf der Mundartwelle mitreiten, glaubt man mit dem Mundartmäzchen Leute zu gewinnen, die sonst von der Frohbotschaft und von der Kirche nichts wissen wollen? Das dürfte eine grosse Selbsttäuschung sein. Abschätzige Äusserungen über die Hochsprache, der man soviel verdankt, das zeugt von beschämender Unredlichkeit, doppelt beschämend bei Leuten, die an Hochschulen studiert haben und eine Bibliothek besitzen... Mundart im Gottesdienst, das ist im harmlosesten Fall Anbiederung, im schlimmsten Fall ideologische Zwängerei.» So eine recht dezidierte Stimme in der schon erwähnten Umfrage des Kirchenboten.

Es kommen dann auch noch vereinzelte Stimmen, die auf den *Bildungs- und Kultur-auftrag der Kirchen* hinweisen («und unsere Zwingli-Kirche – hat sie vergessen, dass sie als Gründer einen Humanisten hat?»), auf die Gefahr eines selbstgenügsamen *Provinzialismus*, weil wir uns durch unsere Mundartversessenheit von der grossen deutschen Sprachfamilie abschliessen, auf die doch bedenkenwerte Tatsache, *dass man Dialekte im Grunde nur sprechen, aber nicht schreiben kann* (wer von uns hat nicht Mühe, gedruckte Dialekttexte zu lesen?), und irgendwo heisst es sogar: «Durchs *Mikrofon* redet sich die Mundart nicht leicht.» Es wird darauf hingewiesen, dass das Neue Testament auch nicht in irgendeiner Sprache, etwa auf aramäisch geschrieben wurde, sondern in der griechischen Weltsprache. Es ist von der Qualität der Mundart im Zusammenhang mit der Qualität der Theologie die Rede, oder auch von der Erhabenheit und Grösse des Gegenstandes und der Sache, um die es im Gottesdienst doch gehe und der die Hochsprache in jedem Fall besser spreche. So würde die Botschaft in der Mundart nicht «nähergebracht, sondern verfremdet». Es sei Aufgabe der Kirche, mitzuhelfen, dass dem Sprachabbau entgegenge-wirkt werde. Die Mundartwelle könnte auch Zeichen einer geistigen Trägheit sein.

Von einem Ordinarius für Homiletik wird dann der Ausspruch zitiert: «Ich warne die Studenten. Dialekt ist hohe Schule! In den Predigt-Übungen stellt sich denn auch heraus, dass die schriftsprachliche Predigt im allgemeinen prägnanter und sprachlich besser ist als die mundartliche.» Der Professor unterstreicht dann den rationalen Charakter von Predigt und theologischer Aussage. «Dem entspricht die Künstlichkeit der Schriftsprache eher als die Spontaneität der Mundart.»

Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist

Die Germanistin Erika Schumacher, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Natio-

nalfondsprojekts, das den Gebrauch von Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz untersucht, befasst sich speziell mit dem Sprachgebrauch in Kirche und Gottesdienst. Aufgrund einer 1982 bei den offiziellen kirchlichen Stellen durchgeführten Umfrage stellt sie zwei Tendenzen fest: Einerseits wird die Mundart als volksnah, lebendig und plastisch für den Gottesdienst begrüsst, andererseits als unverbindlich, gefühlig und anbiedernd abgelehnt. Die Hochsprache wird von den einen als zu abstrakt empfunden, von den andern wird ihre grössere Klarheit geschätzt. Erika Schumacher schreibt: «Das zentrale Problem für die Kirche ist ja wohl die Frage, wie sie die Leute am ehesten erreicht: Indem sie Gott in die Alltagssprache herunterholt oder indem sie Theologie wissenschaftlich klar formuliert? Die Sprachwahl ist damit nicht zuletzt auch eine Frage des Theologie-Verständnisses» (so nach dem «Kirchenboten»). Damit sind auch schon wesentliche Überlegungen genannt, die für die Mundart im Gottesdienst ins Feld geführt werden:

– *Hochdeutsch ist für uns eine Fremdsprache.* «Mundart dagegen dringt zum Gefühl und zum Herz.» Die Sprache des Alltags ist nun einmal nicht die Schriftsprache, sondern der Dialekt. Christliche Botschaft aber will doch in den Alltag. Schriftsprache fördert also ein unverbindliches Sonntagschristentum. Mundart verweist eher auf die verpflichtende Kraft des christlichen Tuns am Werktag.

– *Der Dialekt besitzt eine höhere Intensität:* Es wird auf die Bedeutung der emotionalen Ebene in der heutigen, durchrationalisierten Zeit verwiesen. Mundart in der Kirche schafft jene Wärme, jene Direktheit und Geborgenheit, die der Mensch hier mit Recht sucht. «Der Kontakt gewinnt an Intensität. Die Mundart bringt Menschen näher zusammen. Sie fasst den Bereich des Emotionalen tiefer und präziser als die Hochsprache. Lebenserfahrung und innere Sachverhalte finden in ihr eine unbefangene Kundgebung» (Hans van der Geest). Hierher gehören jene Prediger, die sagen, dass sie im Dialekt stärker sich selber sind und den Kontakt zum Hörer viel leichter finden. Die Dichter Kurt Marti und Ernst Eggimann werden als Kronzeugen für den Dialekt auch im Gottesdienst zitiert. «Im Prinzip kann man über alle Themen im Dialekt schreiben, wie wir über alle Themen im Dialekt sprechen» (K. Marti). «Ich finde, gerade die Sprache an sich ist schön, nicht die gute Sprache. Die Sprache, wie sie gesprochen wird» (E. Eggimann).

– *Der Dialekt stellt der Sprache der Bibel durch seine Konkretheit und Bildhaftigkeit besonders nahe.* Mag die Hochsprache sich für die theologische Begrifflichkeit bes-

ser eignen, die Mundart ist dem narrativen Stil der Bibel dafür näher und das zählt doch vor allem. Die Mundart zwingt den Prediger, konkret und anschaulich und praxisbezogen zu reden. Leerformeln sind hier weniger leicht möglich. Sicher, eine Mundartpredigt verlangt nicht weniger Vorbereitung als eine Predigt in der Schriftsprache. Wem die Mundart als Feigenblatt für geistige Trägheit und sprachliche Bequemlichkeit dient, der hat den Ernst der Sache nicht verstanden.

Es ist die seelsorgliche Ausrichtung von Gottesdienst und Predigt, die der Mundart den Vorrang zuweist. Nicht die Inhalte allein sind entscheidend, entscheidender ist die Beziehungsebene. Und ihr dient vor allem der Dialekt. «In der Mundart denkt man weniger mit dem Kopf und dafür mehr mit dem Herzen. Das Herz hat nichts gegen den Kopf – es ist aber viel weiter als der Verstand. Und wer aus dem Herzen spricht, der umfasst den ganzen Menschen» (van der Geest)².

Kein Fanatismus

Wenn auch in der hier weitgehend referierten Leserumfrage des Zürcher Kirchenboten die Stimmen gegen einen zu weitgehenden Gebrauch der Mundart in Gottesdienst und Predigt überwiegen (die Stimmen kommen weitgehend aus dem «Kirchenpublikum»), so wird doch einhellig vor einem Glaubenskrieg in dieser Sache gewarnt. «Ich bin entschieden gegen jede Ausschliesslichkeit. Das käme nach meinem Dafürhalten einer Verarmung gleich. Sollten wir nicht die uns Deutschschweizern eigene durchgängige Doppelsprachigkeit nutzen und auch für die Aufgabe der Predigt beide Sprachformen brauchen, jede am ihr zukommenden Ort?» (Pfarrer U. Graf). Und anderswo: «Gepflegte Mundart hat neben der gepflegten Hochsprache in der Kirche sicher ihren Platz. Aber die Kirche sollte grundsätzlich nicht auf Wellen reiten. Auch nicht auf der Mundartwelle» (H. Meyer).

Für den normalen Sonntagsgottesdienst in unseren Gemeinden neige ich persönlich dazu, der Schriftsprache den Vorzug zu geben. Die Gründe, die dafür sprechen, scheinen mir gewichtiger zu sein als das Gegenteil. Vor allem die Tatsache, dass wir es meist mit grossen Kirchenräumen und mit einer Grosszahl von Teilnehmern zu tun haben, die zu Recht eine falsch akzentuierte Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit in diesem Rahmen innerlich ablehnen, lässt die Hochsprache als für die Liturgie und Pre-

² Vgl. zum ganzen Problemkreis: Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren. Hrsg. G.W. Bauer und H.R. Fluck, Bern 1976.

digd geeigneter erscheinen. Allzu joviale Töne passen schlecht zum Stil der nun einmal in Jahrhunderten gewachsenen Liturgie, und man muss als Kirchgänger, der ich an manchen Sonntagen bewusst auch bin, dann und wann Dialektbegrüßungen vor dem Gottesdienst über sich ergehen lassen, die eher einer Vereinsversammlung als einem Gottesdienst anstünden. Es gibt hier eine Art der Anbiederung, die nicht ankommt, sondern eher abstösst. Ich lasse mir beim Gottesdienst nicht gerne kumpelhaft auf die Schultern klopfen. Für mich verlangt der feierliche Gottesdienst einen gewissen Stil und ein Formempfinden, das durch die Hochsprache besser gewahrt ist als durch die Mundart.

Es gibt daneben im Leben einer Pfarrei genügend Möglichkeiten, auch gottesdienstlicher Art, wo die Mundart zu Recht ihren Platz einnimmt und jene Intimität und Geborgenheit schafft, für die der normale Sonntagsgottesdienst sich nun einmal nicht eignet. Dabei mag auch hier gelten: «Keine Regel ohne Ausnahme.» Vieles, das wird man zugeben müssen, ist hier Ermessensfrage und kann nicht mit scharfsinnigen Argumenten rationaler Art allein entschieden werden. Doch schon die Reflexion und die Diskussion über dieses Problem kann für alle Beteiligten von Nutzen sein. Umfragen auch in diesem Problembereich könnten sicherlich der Sache dienen. Und was einer bis auf den letzten Platz gefüllten Jesuitenkirche in Luzern als geeignet zusteht, ist nicht in genau gleicher Weise für die kleine Klosterkirche im Wesemlin zu postulieren, wenn ich schon einmal konkrete Luzerner Verhältnisse anführen darf.

«Mundart gehört auf die Kanzel; aber nicht alles, was in der Kirche gesagt wird, ist mundartgerecht. Wir sind beim Predigen auf beides angewiesen: Auf die tragende Stimme der Hochsprache wie auf die feineren Töne der Mundart» (Pfarrer U. Graf, Oerlingen, im Kirchenboten).

Josef Bommer

Berichte

Ganzheitlich glauben – miteinander glauben

Der obenstehende, vielversprechende Titel stand über der Einladung zur Tagung, die vom 2.–5. Januar dieses Jahres in Salzburg stattfand. Hat sie das Versprechen gehalten, in die Kirche von morgen einen Weg zu spüren, auf dem Frauen und Männer in gemeinsamen Erfahrungen glauben lernen? Diese

Frage stellten wir uns auf der langen Heimreise im Zug, und sie beschäftigt uns immer noch.

Um es gleich vorwegzunehmen: Unsere Eindrücke sind zum Teil auch heute noch etwas zwiespältig. Und doch sind wir überzeugt, dass sich das Experiment gelohnt hat, weil es nachwirkt und etwas in Gang gesetzt hat, das nicht handgreiflich ist. Die Idee dazu entstand vor drei Jahren am Kongress der deutschsprachigen Pastoraltheologen in Wien. Dort boten die anwesenden Frauen eine spontane Gegen-Einladung zu einem von ihnen ausgerichteten gemeinsamen Kongress an. Dieser sollte die damals erarbeitete Thematik «Selbstverständnis von Frauen heute» fortsetzen.

Rund 40 Frauen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz waren der Einladung gefolgt, leider aber nur 11 Männer (darunter 3 Pastoraltheologen, leider keiner aus der Schweiz). Es war ein buntes Gemisch von recht unterschiedlichen Glaubens- und Lebenswegen, das da im Bildungshaus St. Virgil zusammengekommen war, von radikalem Feminismus bis zu traditionell-kirchlicher Frömmigkeit. Darum erwies es sich als recht schwierig, ein gemeinsames Ziel anzustreben. Sogar unter den Frauen war es gar nicht leicht, zu einem Miteinander-Glauben zu finden, weil sie in ihrer Spiritualität oft sehr weit auseinander lagen. Ob man sich dieser Situation in der Vorbereitung wohl genügend bewusst war?

Wir haben versucht, die drei Tage im Rückblick nochmals an uns vorbeiziehen zu lassen, um daraus Konsequenzen für unsere Mitarbeit in der Kirche zu ziehen. Wenn wir sie hier veröffentlichen, tun wir es in der Absicht, die gewonnenen Einsichten als Anstoss zu ähnlichen Versuchen weiterzugeben. Dabei sind wir uns bewusst, dass unser Bericht sehr subjektiv geprägt ist.

Ganzheitlich-personale Zugänge zur Bibel

Für einmal waren auch die Theologen gebeten, ihr theoretisches Wissen beiseite zu schieben und sich auf neue Wege persönlichen Erfahrens und Erlebens einzulassen. Solches Arbeiten ist natürlich nur in kleinen Gruppen möglich. Darum wurden sieben biblische «Werkstätten» angeboten, die von Frauen aus unterschiedlichen Fachbereichen geleitet wurden (Exegese, Tiefenpsychologie, Eutonie, feministische Theologie, Kunstpädagogik).

Da sich das Leben vor allem in diesen Werkstätten abspielte, ist es schwer, einen Überblick über die Gruppenprozesse zu gewinnen. Die einen versuchten erfahrungsorientierte Bibelarbeit vorwiegend über das Gespräch, andere über tiefenpsychologische oder meditativ-kontemplative Zugänge

oder mit kreativen Methoden wie Malen, Modellieren, Rollenspiel und den Einbezug von Leib- und Sinneserfahrungen.

«Sich aufrichten – Aufstehen – Auferstehen» hatte das Vorbereitungsteam von vier Frauen als Thema für die Bibelarbeit vorgeschlagen. Dazu legte jede Werkstattleiterin die von ihr ausgesuchten Schrifttexte vor, zum Beispiel Frauen aus dem AT (Lea und Rahel, Tamar, Rut), die Schöpfungsgeschichte, Psalm 18, Der ungerechte Richter und die Witwe, Die blutflüssige Frau, Die Salbung Jesu, Maria von Magdala.

Die Gesamtzusammenkünfte und die Feier-Abende wuchsen nicht so organisch und spontan aus dem Teilnehmerkreis heraus, wie es geplant worden war, weil die Gruppen ein zu starkes Eigenleben führten und sich zum Teil gar nicht so sehr für das Plenum interessierten. Hätten wir uns wohl eher zu einer Gemeinschaft zusammengefunden, wenn ein einführendes Referat eine gemeinsame Basis geschaffen hätte und alle Gruppen am selben Bibeltext gearbeitet hätten? Das sind Fragen, die wir uns für künftige Veranstaltungen werden überlegen müssen.

Ein neues Miteinander von Männern und Frauen

«Ich möchte an dieser Tagung vor allem zuhören, um zu erfahren, wie Frauen ihren Weg gehen wollen», erklärte ein Pastoraltheologe zu Beginn der Tagung. Damit war recht deutlich ausgesprochen, dass eine Verständigung und ein neues Miteinander von Männern und Frauen in der Kirche nur dann beginnen kann, wenn die Männer zuerst einmal zuhören und zulassen, was Frauen heute bewegt. Vor allem die Vertreter der Kirchenleitung würden vielfach mit Angst reagieren, hiess es von seiten der Frauen, Angst aber blockiere und verhindere Innovationen.

«Warum haben die führenden Männer in der Kirche so Mühe, uns ernstzunehmen, uns zuzuhören, unsere Erfahrungen in ihre Planung und Entscheidung mit einzubeziehen, mit unseren Fähigkeiten zu rechnen, mit uns einen Dialog auf gleicher Ebene zu wagen? Warum traut man uns – trotz des Wandels in der Gesellschaft – nur untergeordnete, dienende Funktionen zu?» So fragten engagierte Frauen, die mit und an der Kirche leiden, die sich durch die Unterdrückung verletzt fühlen, ihre Verwundungen artikulieren und für ihre Rechte kämpfen wollen. Überzeugt brachten sie aber auch zum Ausdruck, dass sie bereit seien, ihren Beitrag für eine menschlichere Kirche zu leisten, damit sich künftige Generationen darin wieder wohl fühlen können.

Die Tagung bot die leider noch viel zu seltene Chance, dass Männer und Frauen

einander in einer freien und doch irgendwie geschützten Atmosphäre begegnen konnten, wo unterschiedliche Auffassungen zugelassen und Spannungen offen ausgetragen wurden. Wenn auch verständlicherweise vorwiegend die Anliegen der Frauen vorgebracht wurden, kam doch auch sehr deutlich die schwierige Situation der Männer zur Sprache, vor allem auch in spontanen Gesprächen am Rande des Programms. Eindringlich wurde auf den Mangel hingewiesen, dass Männer noch viel zu wenig über sich selber nachdenken. Ein Vertreter der Männerseelsorge stellte darum sein drängendes Problem in den Raum: «Wie kann bei den katholischen Männern ein Prozess der Veränderung in Gang kommen, dass auch sie ihre eigenen Zwänge erkennen und sich davon zu befreien suchen, dass sie mit Frauen über ihre eigenen Beschneidungen und Verletzungen sprechen lernen?»

Wie schwer die Frage nach der Emanzipation der Männer zu lösen ist, ging aus den wenigen Antworten hervor. Frauen seien viel eher bereit, sich mitzuteilen als Männer, die oft nur Zuschauer blieben und sich davor scheuten, sich auf einen Prozess einzulassen. Wegweisende Anstöße wurden von der Befreiungstheologie her aufgezeigt: Nicht die Unterdrücker können die Veränderung hervorrufen, sondern die Unterdrückten, weil sie die Zwänge besser spüren. Wir müssten die Unterdrückung durch das Patriarchat artikulieren, für Mechanismen sensibel werden und sie abbauen, aber auch den Unterdrücker in uns selbst entdecken, um ihn zu verstehen und zu verändern. Einander den Schwarzen Peter zuzuschieben oder vorschnell zu harmonisieren, führe nicht weiter, gab eine Psychologin zu bedenken. Ihre Frage aber blieb offen: «Wie können wir das Problem der Unterdrückung klar aufgreifen, aber anders mit der Schuld umgehen?»

Aus diesem Suchen und Fragen erwuchs der Wunsch, Männer und Frauen müssten den Weg gemeinsam gehen, auch über den Weg des Gebetes und des Hörens auf den Geist, um «mit versöhnten Herzen zu kämpfen».

Wie geht es weiter?

Diese Frage stellt sich allen, die neue, beglückende Erfahrungen in Schichten und Dimensionen machen durften, die mit theologischen Kategorien nicht fassbar sind. Ein in der Schlussrunde zitiertes Wort der schottischen Mystikerin Julian of Norwich (1413) kann uns ermutigen, sie weiterzugeben: «Aber soll ich deshalb, weil ich eine Frau bin, glauben, dass ich euch nicht von der Güte Gottes sprechen soll, da ich doch in demselben Augenblick sah, wie sehr es Sein Wille ist, dass sie erkannt werde?»

Wie Frauen ihren Weg gehen könnten, formulierte eine Teilnehmerin sehr konkret: «Wir müssen uns bemühen, einen eigenen Stand zu finden und eine gewisse Stabilität. Dadurch werden wir gelassener und offener. Aus dieser Stärke heraus können wir auf andere zugehen, ohne sofort aggressiv zu werden. Aggressivität ist eine Folge von Unsicherheit. Wenn ich mit der Veränderung bei mir anfangen, stelle ich andere vor die Tatsache, und sie müssen darauf reagieren.» Es wurden aber auch Befürchtungen laut, es könnte zu Hause in den gewohnten Strukturen wieder alles beim alten bleiben.

Aus den Erfahrungen zu lernen und nächste Schritte zu tun, ist auch unser persönlicher Wunsch. Wir hoffen, vielleicht da und dort ähnliche Begegnungen zwischen Priestern und Frauen anregen zu können. Einer Gefahr sind wir uns dabei allerdings bewusst: Es darf nicht so sein, wie es ein Pastoraltheologe am Schluss der Salzburger Tage als ungunstigen Eindruck wiedergab, «dass die Frauen eine Kirche für die armen Männer sein wollten, statt eine Kirche mit den Männern». Das waren wohl Anfangsschwierigkeiten bei einem ersten Versuch mit sehr unterschiedlichen Menschen. Sie zeigen, dass bis zu einem echten Miteinander von Frauen und Männern noch ein langer Weg zurückzulegen ist, der wohl nur in vielen kleinen Schritten vollzogen werden kann. Ein kritisches Votum des Pastoraltheologen Paul M. Zulehner scheint uns ein bedenkenswertes Wort in die Zukunft zu sein: «Frauen können die Kirche verändern, wenn sie ihr Charisma einbringen. Nach einer Zeit ihrer Abgrenzung von den Männern müsste aber eine Zeit der Offenheit und Partizipation kommen.»

Zusammenfassend können wir wohl sagen, dass die gemeinsame Tagung ein bereicherndes Erlebnis war und uns wertvolle Impulse zum Weiterdenken und Weiterhandeln gibt, vielleicht gerade auch durch ihre Mängel. Es ist sicher ein Zeichen von Hoffnung, wenn eine Frau im Rückblick auf diese Veranstaltungen schrieb: «Meine ganz persönlichen Erfahrungen sind geprägt von Zuversicht, die mich trotz aller Schwierigkeiten mit dem Beter von Psalm 18,30 sagen lässt: «Mit dir erstürme ich Wälle, mit meinem Gott überspringe ich Mauern.»»

Lotti Brun
Beatrice Haefeli

Frauen für eine ganzheitliche Kirche

An der diesjährigen Thomas-Akademie der Theologischen Fakultät Luzern und im Zusammenhang mit der Kontaktwoche zum Thema «Frauen in Theologie und Kirche»

brachte Dr. Marga Bührig Anliegen heutiger christlicher Frauen zur Sprache; ihrer Festvorlesung gab sie den Titel «Frauen für eine ganzheitliche Kirche. Unser Platz, unsere Rechte, unsere Gaben, unsere Würde» – wobei sie den Untertitel in Anlehnung an einen Satz aus der Ansprache von Papst Johannes Paul II. an die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz formuliert hatte: «Wir haben uns darum ernsthaft zu fragen, ob die Frau heute in Kirche und Gesellschaft bereits jenen ihr vom Schöpfer und Erlöser zugedachten Platz einnimmt und ihre Würde und ihre Rechte in gebührender Weise anerkannt werden.» Für eine ganzheitliche Kirche bedeutet zum einen, dass die konkrete Kirche, die heutigen Konfessionen und Gemeinden, nach der Erfahrung und dem Verständnis vieler heutiger Frauen in allen Teilen der Welt unvollständig ist, weil ihr die Erfahrungen von Frauen fehlen. Zum andern bedeutet der Titel, dass es diesen «aufständisch gewordenen Frauen» (C. Halkes), die einen Weg der Befreiung von alten Bildern und Rollenzwängen unter die Füße genommen haben, um die Kirche geht, dass sie also nicht zu jenen Frauen gehören, die ihr den Rücken gekehrt haben, weil sie in der Kirche nur noch bedrückende, unterdrückende Elemente zu sehen vermögen.

Frauen nehmen schon in den biblischen Texten den zweiten Platz ein oder gehen gar vergessen. Marga Bührig erwähnte die von allen vier Evangelien genannten Zeuginnen der Auferstehung, die bei Paulus, wo er von den die Kirche begründenden Erscheinungen des Auferstandenen spricht (1 Kor 15), verschwunden sind. Und sie erinnerte an das Bekenntnis der Martha in der Auferweckungsgeschichte des Lazarus, das fast wörtlich mit dem Bekenntnis des Petrus übereinstimmt. «Das Bekenntnis des Mannes Petrus wurde zum Grund der Kirche, das Bekenntnis der Frau wurde überlesen.» Oder die Wirkungsgeschichte der Frauen Eva und Maria Magdalena, denen Frauen heute mit Liebe und Zorn nachgehen, um sie vom patriarchalen Schutt zu befreien. Diese Frauen wollen ihren Platz nicht von einer von männlichen Vorstellungen geprägten Gesellschaft und Kirche zugewiesen erhalten. Sie wollen aber auch nicht die Umkehrung der (Herrschafts-)Verhältnisse, sondern zum mindesten in der Kirche den Abbau bestehender Herrschaftsverhältnisse – wobei es nicht genüge, von «Dienst» nur zu sprechen.

Bei den Rechten der Frau in der Kirche sprach Marga Bührig das Priesteramt der Frau an, wobei sie sich als reformierte Theologin entsprechend zurückhaltend äusserte. Zumal in den reformierten Kirchen das Problem auch nur teilweise gelöst ist. Als Zei-

chen findet sie es zwar gut, dass Frauen das Pfarramt voll ausüben können. «Aber wenn sie nur einfach in denselben Talar schlüpfen wie die Männer, ist noch nicht allzu viel geändert.» Und wenn sich nichts ändert, bleibt die Kirche patriarchal, auch wenn einige Frauen Pfarrerinnen sind oder selbst Bischöfe.

Die *Gaben*, die die Frauen einbringen können, geben Antwort auf die Frage, was die Frauen denn eigentlich wollten. Als Beispiel führte Marga Bührig zunächst die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen von Vancouver an (an der sie übrigens ins Präsidium gewählt wurde). Mit der Teilnahme recht vieler Frauen – etwa ein Drittel – sei diese Konferenz farbiger, wärmer, lebendiger, lebensnäher, origineller und existentiell frömmere geworden als die früheren, habe sie dem Bild einer partizipatorischen Kirche weit mehr entsprochen. Das lasse sich auch in den Texten von Frauen nachlesen, etwa in jenen, die im Anschluss an das Leitwort «Jesus Christus das Leben der Welt» das Bild von der Geburt aufnahmen. So hätten Frauen in der Kirche Lebensnähe, Sorge für das Leben, Überwindung der Spaltung von Geist und Körper, eine neue Bejahung der Leiblichkeit und auch ihrer Form von Sexualität, ein anderes konkretes Denken einzubringen: ich zu sagen anstatt sogenannte objektive, ewige Wahrheiten zu verkünden. Im Rückgriff auf das Bild von Eva als Mutter aller Lebendigen führe dies weit über die sogenannte Frauenfrage hinaus bis ins Politische zur Verantwortung für Frieden und Umwelt. Diese Verantwortung möchten sie zusammen mit Männern wahrnehmen können, und sie hoffen, dass diese Männer im Einsatz für das Leben der Schöpfung, für Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden auch die Unterdrückung der Frauen wahrnehmen und nicht von neuem zu Unterdrückern werden. Als christliche Feministinnen verstünden diese Frauen diesen Befreiungsprozess als Befreiung aus der Kraft göttlicher Liebe.

Die *Würde* der Frau wird nicht im feministischen, aber um so lieber im kirchlichen Kontext gebraucht. Papst Paul VI. sagte dazu 1975, Gott habe die Frau «zur empfindsamen Tochter, zur starken und reinen Jungfrau, zur liebenden Ehefrau und besonders zur heiligen und würdevollen Mutter und schliesslich zur frommen arbeitsamen Witwe bestimmt». Für Marga Bührig heisst das, die Würde gleichzusetzen mit der Treue zu den überkommenen patriarchalen Rollen und Wunschbildern. Gegen eine solche Festbeschreibung berief sich Marga Bührig auf drei biblische Texte: Auch die Frauen sind nach dem Bilde Gottes geschaffen, sind Gottes Ebenbild. In Christus, also auch in seinem Leib, der die Kirche ist, ist alles Tren-

nende aufgehoben, sind Menschen verschiedener Herkunft, verschiedener Klasse und verschiedenen Geschlechts gleichberechtigt nebeneinander gestellt. Und schliesslich die Pflingstgeschichte, die Erfüllung der alttestamentlichen Verheissung, dass «eure Söhne und Töchter prophezeien werden». Die Frauen glaubten an diese Gabe und übten sie in ihrer Auslegung der Bibel und der Tradition, in der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Spiritualität und möchten dies in die Kirche einbringen, ohne dabei vereinnahmt zu werden.

Frauen für eine ganzheitliche Kirche schliesse nicht aus, sondern ein, «dass auch Männer heute manches ähnlich erleben, dass ganze Gruppen von Männern sich unterdrückt und benachteiligt und nicht ernstgenommen fühlen, in der Kirche und in der Gesellschaft». Sie seien eingeladen, sich mit den Frauen für eine ganzheitliche Kirche und eine gerechtere, humanere Gesellschaft einzusetzen. Eine ganzheitliche Kirche als Kirche «von uns allen und für uns alle», eine Kirche der Kommunikation und der Partizipation, eine Kirche, in der Macht und Autorität geteilt und immer wieder neu bestimmt werden, in der alle Stimmen – gerade auch

die der Armen und Diskriminierten – ernstgenommen werden, nicht wohlwollend von oben herab, sondern als Stimmen ihrer geliebten Glieder: «eine Kirche, die durch solches Verhalten Hoffnung ausstrahlt in einer hoffnungslosen Welt».

In seinem Dankeswort erinnerte der Rektor der Theologischen Fakultät, Prof. Eduard Christen, daran, wie Ansätze zu einer Ganzheitlichkeit sich beispielsweise sogar bei Augustinus finden und – vergessen gingen. So seien heute Frauen als Frauen und Männer als Männer gefragt, die die Frauenfrage stellen.

Umrahmt wurde die Festvorlesung von Frauenliedern aus vergangenen Tagen, die Angela Bausch-Hug knapp erläuterte und mit Doris Wydler vortrug. Diese Volkslieder zeichnen fast durchwegs Frauen, die sich passiv dem Leben und seinen Anforderungen hingeben, unfähig, ihr Geschick selber in die Hand zu nehmen. Beschlossen wurde dieser Liederzyklus mit einem Lied von sich den Herausforderungen des Arbeitslebens stellenden Frauen – allerdings und bezeichnenderweise nicht aus der kirchlichen Frauenbewegung, sondern aus der italienischen Arbeiterbewegung. *Rolf Weibel*

Die sozialetische Forschung zu fördern

Zur Förderung und Koordination der sozialetischen Forschung in der Schweiz wurde am 14. März 1983 die «Schweizerische Stiftung für Sozialetik» gegründet. Um diese Stiftung in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, wurde sie am 22. Januar in Zürich an einer Pressekonferenz vorgestellt; anschliessend fand im Rahmen des von der Stiftung finanziell ermöglichten Kolloquiums über Bioethik eine Gastvorlesung von Prof. Franz Böckle, Rektor der Universität Bonn, über das Thema «Theologisch-ethische Aspekte der Gentechnologie» statt.

Ethische Theorie voranbringen

Die Entwicklung des Wissens und der sozialen Strukturen habe einen Rhythmus erreicht, führte der Präsident des Stiftungsrates, Philippe de Weck, aus, mit dem die Humanwissenschaften nicht mehr Schritt zu halten vermögen. Eine vermehrte Förderung der Sozialetik sei deshalb dringend nötig und zudem sinnvoll, wie diesbezügliche Erfahrungen im Rahmen der UNIA-PAC (Union internationale chrétienne des dirigeants d'entreprise, der schweizerischerseits die VCU, die Vereinigung Christlicher Unternehmer der Schweiz, angehört) und des schweizerischen Gesprächskreises

Kirche-Wirtschaft gezeigt hätten. Die interkonfessionelle Stiftung wolle selber nicht operationell tätig werden, also nicht selber forschen, sondern eine Bestandesaufnahme vornehmen und darauf abgestützt Initiativen anregen und unterstützen. Dabei sollten die Forschungsergebnisse als Grundlagen für politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Entscheide dienen.

In welchem Sinne die Ethik dafür Ergebnisse erbringen kann, erläuterte Prof. Hans Ruh aufgrund einer neueren Definition von Ethik. Danach geht es der Ethik um das Leben als Prozess und um Gerechtigkeit bei der Erhaltung und Verteilung von Lebenschancen. In der Rationalität der ökonomischen und anderen Theorien sei dieser Aspekt nicht berücksichtigt, weshalb die Ethik in solcher Rationalität von Einzelwissenschaften Defizite und vernachlässigte Fragestellungen entdeckte und durch den Einbezug des Normativen die ökonomische und andere Rationalitäten erweitere. Der Stiftung gehe es deshalb auch um Innovation in der ethischen Theorie, aber auch um Praxisberatung.

Die Bedeutung der Sozialetik für die gegenwärtige Gesellschaft und ihre Zukunft hoben in kurzen Stellungnahmen zwei weitere Mitglieder des Stiftungsrates heraus, beide Ingenieure und ehemalige Manager. Walter Täuber betonte vor allem die Bedeu-

tung tragfähiger Massstäbe für ein verantwortliches Handeln in der Gesellschaft und gegenüber der Umwelt, während Rudolf Jäckli es deshalb für wichtig hält, nicht eine christliche, sondern eine allgemeine Sozialethik zu fördern – und zwar gerade aus einer christlichen Motivation heraus.

Die Stiftung, so war in der Fragerunde noch zu vernehmen, wolle von Problemen ausgehen und dabei mit allen zusammenarbeiten, die zur Problemlösung beitragen können; im Stiftungsrat sind so alle einschlägigen Hochschulinstitute vertreten (katholischerseits Luzern mit Prof. Franz Furger und Freiburg mit Prof. Adrian Holderegger). Weil die Stiftung für eine unabhängige und innovative Forschung eintrete, könnte sie auch Projekte unterstützen, die mit Sonderinteressen in Konflikt geraten können. Ethische Forschung erfolge allerdings auf argumentativer Ebene, so dass die Ethik schlussendlich eine Konfliktlösungskapazität sei, meinte Prof. Ruh.

Darf man, was man kann?

In seiner Gastvorlesung ging Prof. Franz Böckle von der zunehmenden Skepsis gegenüber dem technischen Fortschritt aus, deren Wurzel er namentlich im Wandel des Wissenschaftsverständnisses ausmachte. Einerseits kann der technische Fortschritt allein keinen Sinn stiften und keine Werte setzen, andererseits ist die Wissenschaft keine Ganzheit mehr, sondern die kritisch methodische Erarbeitung von Erkenntnis. In dieser Situation seien die Christen herausgefordert, die Möglichkeiten der Biotechnik an ihrem Grundverständnis von der Würde sowie den Rechten und Pflichten des Menschen zu prüfen.

In einem ersten Gedankengang erörterte Prof. Böckle sodann die Frage: Was versteht man unter Gentechnik, und wie ist sie grundsätzlich zu bewerten? Gentechnik versteht Prof. Böckle in einem strikten Sinn als Rekombinationstechnik: Als Zusammenfügen und Vermehren von Fragmenten der Erbsubstanz (DNA-Fragmente) aus verschiedenen Arten von Lebewesen¹. Weil ein solcher Vorgang bei den Bakterien modellhaft in der Natur vorgegeben ist, hat Prof. Böckle gegen die Rekombinationstechnik als Methode als solche keine Vorbehalte, ethisch relevant seien das Ziel und die Folgen.

In einem zweiten Schritt ging er auf die Frage ein: Was kann und will man mit der Gentechnik erreichen, und wie sind die Ziele zu beurteilen? Insofern die Gentechnik der genetischen Grundlagenforschung dient, seien das angestrebte Ziel und die möglichen Folgen zu beachten. Bei der angewandten Forschung liegt ein erstes Ziel in der gentechnischen Herstellung therapeutisch und

kommerziell wichtiger Produkte. Die Herstellung von Produkten unter Mitwirkung von Organismen ist nicht neu – zum Beispiel beim Bier –, so dass das Neue daran die Optimierung biotechnischer Verfahren durch gezielte Veränderungen der eingesetzten Mikroorganismen sei. In dieser Zielsetzung vermöge aber wohl niemand ein unstatthafes Motiv zu sehen.

Ein zweites Ziel der angewandten Forschung ist die genetische Veränderung von Nutzorganismen, beispielsweise zur Verbesserung der Nahrungsressourcen. Auch diese Zielsetzung könne nicht unstatthaft sein, im Blick auf die Dritte Welt sogar sehr nützlich.

Der kritische Punkt der Anwendung wird bei der Humanmedizin erreicht, in der drei Anwendungsbereiche diskutiert werden. Erstens würde die Analyse des individuellen menschlichen Genoms einen diagnostischen Fortschritt bringen; problematisch hierbei ist die Verfeinerung der pränatalen Diagnose, die die Frage des Schwangerschaftsabbruches öfters zu stellen Anlass bieten könnte. Zweitens könnte durch einen Transfer genetischer Information in Körperzellen ein therapeutischer Fortschritt erzielt werden; dieses Verfahren beurteilt Prof. Böckle wie eine Gewebetransplantation. Drittens könnte beim Transfer genetischer Information in befruchtete menschliche Eizellen ebenfalls ein therapeutischer Fortschritt erzielt werden; unbedenklich wäre ein solches Verfahren, wenn auch die vorbereitenden Schritte unbedenklich wären. Grundsätzlich ausgeschlossen bleibe aber jede Art züchterischer Versuche, weil sie durch einen gezielten Eingriff in tiefgreifender Weise die persönliche Struktur eines anderen Menschen determiniere und so in gravierendster Form das Recht auf leibliche Integrität verletze.

Für Prof. Böckle steht so die ethische Unbedenklichkeit der Gentechnologie in zahlreichen Bereichen in grundsätzlicher Hinsicht fest. Deshalb läuft für ihn die ethische Prüfung der Anwendung der Gentechnologie entscheidend auf die Frage hinaus: Was ist zu den möglichen Folgen der Gentechnik zu sagen? Zum einen antwortete Prof. Böckle darauf mit der Überlegung, dass jede sittliche Verantwortung sich allein auf die *voraussehbaren* Folgen beziehen könne und dass zum andern die mittel- und langfristigen Folgen einer neuen Technologie nicht sicher vorausgesagt werden können. Deshalb könne die Aufgabe des Wissenschaftlers nur darin liegen, «Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungskonsequenzen offenzulegen, die sonst nicht erkennbar wären. Damit aber bleiben die einzelnen Wissenschaften selbst auf einen wissenschaftlich-politischen und wissenschaftlich-ethischen Dialog angewiesen, in

dem allein eine Einigung über leitende Interessen, Werte und Wertprioritäten gewonnen werden kann.»

Eine Ethik der Wissenschaften

Damit postulierte Prof. Böckle eine Ethik der Wissenschaften, die auf das Wesen wissenschaftlichen Tuns zu reflektieren hätte, «auf die Eigenart und Stellung der einzelnen Wissenschaft in der Gesamtheit der Wissenschaften, auf die Funktion und Bedeutung der Wissenschaften im Ganzen des menschlichen, geistig-kulturellen und gesellschaftlichen Lebens. Sie hätte das einzelne einzuordnen in die Ganzheit der menschlichen Erkenntniswelt und der menschlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit, um daraus Sinn und Wert, die Aufgaben und Verantwortungen der Wissenschaft herauszustellen» (Hans Jonas). Dabei gelte der Dialog oder Diskurs in der heutigen Wissenschaftskultur als der geeignetste Weg zur Konsensfindung im Bereich ethischer Urteilsbildung. Dieser Dialog führe aber nur dann zum Ziel, wenn er zusätzlich zu den formalen Bedingungen eines korrekt geführten Dialogs aufgrund eines Grundkonsenses über den Menschen und seine Zukunft geführt werde. Der umfassende Horizont einer solchen Ethik und das entscheidende Ziel wären dann das Überleben des Menschen in Menschlichkeit, und ihr kategorischer Imperativ: «Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden» (Hans Jonas) – wobei echtes menschliches Leben nicht denkbar ist ohne Achtung vor der Würde und Freiheit jedes Menschen.

Auf die letzte Frage: Warum sollen eigentlich die Zukünftigen leben? antwortete Prof. Böckle, es gebe darauf «keine zwingende Antwort, wenn der Mensch nicht über sich selbst hinaus verwiesen ist auf einen ihn tragenden letzten Grund und Sinn». Diesen Verweis könne man bewusst weit fassen, um auch zwischen Vertretern unterschiedlicher Weltanschauungen eine elementare Verständigung über die Bedingungen der Menschenwürde und der Menschenrechte zu erreichen, ausklammern könne man ihn aber nicht, «wenn man sich um die letzten Fragen, um die innerste Existenzbedingung unseres freiheitlichen Zusammenlebens und unserer Zukunft bemühen will».

Rolf Weibel

¹ Dass solche Möglichkeiten heute nicht nur denkbar, sondern realisierbar geworden sind, machte am 24. Januar 1985 die Nachricht klar, dass es einer Gruppe von Wissenschaftlern um Thomas Hohn im Friedrich-Miescher-Institut in Basel gelungen ist, ein fremdes Gen direkt in das Erbgut der Tabakpflanze einzuführen.

Vernehmlassung zum Kirchengesangbuch

Am 21. Januar 1985 tagte die Basler Liturgische Kommission (BLK) in Olten, um ihre Stellungnahme zur Kirchengesangbuch-Frage zuhanden der Deutschschweizerischen Ordinariatenkonferenz (DOK) zu erarbeiten.

Folgende *Grundanliegen*, die in einem neuen Buch verwirklicht werden sollten, wurden formuliert:

- gemeinsame Lieder mit den evangelischen und christkatholischen Christen der Schweiz,
- Grundstock französischer und italienischer Lieder,
- freundlicheres «Gesicht» als Gotteslob (GL),
- kindergemässe Lieder und Grundgebete (nicht erst am Schluss!),
- übersichtlicheres und besseres Inhaltsverzeichnis als KGB und GL,
- keine Lieder ohne Noten (die ersten 3 Strophen notiert wie KGB),
- keine zu aktuelle Gestaltung, wegen Gefahr schneller Überalterung,
- sollte sowohl Gebets- als auch Gesangbuch sein,
- alle Lieder und Gebete zuerst einer Erprobung unterziehen,
- Andachtsteil eher erweitern als verkürzen,
- sollte Bausteine für Andachten, Vespere usw. enthalten,
- kleine Einführungen zu: Kirchenjahr, Messfeier, Sakramente, persönliches Gebet,
- nicht zu kleine Buchstaben im Druck (z. B. Einleitungen).

Die *Abstimmung* über die Einführung des GL mit Schweizer Eigenteil im Anhang oder die Überarbeitung und Verbesserung des Schweizer KGB mit GL-Anhang ergab folgendes Resultat: Mit Ausnahme einer Stimme zugunsten von GL, entschieden sich die andern 20 anwesenden Mitglieder der BLK für die Lösung *Schweizer KGB mit GL-Anhang*.
Felix Dillier

Neue Bücher

Jesus, der Exorzist

Das vorliegende Werk stellt die Habilitationsschrift des seit zwei Jahren an der Theologischen Fakultät Luzern als Professor für die Exegese des Neuen Testaments wirkenden Verfassers dar¹. Es handelt sich um eine sehr methodische und technische, redaktionskritische Untersuchung der exorzistischen Elemente im lukanischen Doppelwerk, vor allem im Lukas-Evangelium. So

analysiert der Verfasser die lukanische Redaktion der drei von Lk aus Mk übernommenen Exorzismusgeschichten (der Besessene in der Synagoge von Kapharnaum, der Gerasener, der epileptische Knabe; die vierte, nämlich der Tochter der Syrophönizierin, hat Lk nicht übernommen). Hinzu kommt die Heilung der Schwiegermutter des Petrus, die Lk als «Exorzismus» gestaltet hat, sowie die Stillung des Sturmes auf dem See. Ein weiteres Kapitel ist der Untersuchung der lukanischen Redaktion der markinischen Sammelberichte (Heilungen am Abend in Kapharnaum, vor der Wahl der Zwölf, Aussendung der Zwölf) sowie der Perikope vom fremden Exorzisten gewidmet. Eigens werden darauf die lukanischen Auslassungen markinischer Elemente dieser Art erörtert. Zuletzt wurden lukanische Texte ähnlicher Art ohne markinische Parallelen, das heisst aus dem Bereich der Spruchquelle (im Rahmen der Anfrage des Täufers an Jesus, die Apologie der Exorzismen), lukanisches Sondergut im Evangelium (Jesus mit den Frauen, Rückkehr der 72, die gekrümmte Frau, die Antwort Jesu an Herodes Antipas) und parallele Elemente in der Apostelgeschichte (Wirken der Zwölf in Jerusalem, des Philippus in Samarien, die Magd in Philippi, des Paulus in Ephesus und die jüdischen Exorzisten) besprochen.

Die Untersuchungsschritte im Mk-Stoff sind immer dieselben: Bestimmung des Kontextes und Gliederung der Perikope, Textanalyse, lukanische Redaktion. Es ist dies natürlich nicht die erste Untersuchung der lukanischen Redaktion des Mk-Stoffes. Einleitend bestimmt denn auch der Verfasser seinen eigenen Beitrag. Sein Besonderes ist einmal die Einschränkung der Untersuchung auf die exorzistischen Elemente im lukanischen Werk, ferner die genaue Beschreibung des Textes, der Textmorphologie und der Satz-Struktur, sowie der Einbezug linguistisch-strukturalistischer Analyse, das heisst der Tiefenstruktur der Perikopen an Hand des Aktanten-Modells. Kürzer ist die Behandlung der übrigen Elemente. Aufgrund dieser minutiösen Analysen, die ihresgleichen suchen, der analytischen und technischen Art des Werkes ist es naturgemäss nicht ein Buch zum Durchlesen, sondern ein Hilfsmittel für die eigene präzise Untersuchung der behandelten Perikopen. Dazu eignet es sich um so mehr, als nach dem 18 Seiten umfassenden Literaturverzeichnis noch ein Register der zitierten Autoren, ein ausführliches Register der Bibelstellen und ein solches der griechischen Begriffe des Werkes aufschlüsseln. Freilich handelt es sich dabei meist nur um eine Angabe der Stellen, nicht um thematische Erhellung.

Der Ertrag

Was ist nun der Ertrag dieser fast mikroskopischen Untersuchungen? Die letzten 18 Textseiten fassen ihn zusammen (216–279). Zunächst werden die «Ergebnisse für die Exegese» zusammengetragen, das heisst die festgestellten Charakteristiken der lukanischen Redaktion des Mk-Stoffes vor allem. Es sind folgende: Beibehaltung der kompositionellen Anordnung und Stellung der Perikopen im Makrokontext, jedenfalls im Grossen und Ganzen; flüssigere und übersichtlichere Gestaltung der einzelnen Perikopen durch klare Abgrenzung, deutlich erkennbare Gliederung und gutes Griechisch neben Septuaginta-Stil; deutlich reflektierte Zeitstruktur (Vermeidung des historischen Präsens), sowie eine Wortwahl, die Abwechslung und Einheitlichkeit verbindet. Der Verfasser bezeichnet die Eigenart der redaktionellen Tätigkeit des Lukas als «assoziative Redaktionsweise», das heisst als «lose, an Wort- und Sachassoziationen hängende Verknüpfung mit der vorliegenden Tradition» (S. 265). Somit kennzeichnet sie Traditionsgebundenheit und eigene Gestaltung zugleich. Es fragt sich, ob und wie weit dies etwas Lukas Eigenes ist. Ein Vergleich mit Flavius Josephus und seiner Neufassung des Vorgegebenen wäre lehrreich gewesen. Das breitere Spektrum wäre für eine Habilitationsschrift wohl kaum eine ungebührliche Erwartung.

Was ergibt sich in bibel-theologischer Hinsicht? Das ist der zweite Gesichtspunkt der Zusammenfassung. Der Verfasser stellt einmal eine – stärkere – Konzentration auf Jesus fest. «Exousia»-Vollmacht erscheint ihm als entscheidendes von Lukas herausgestelltes Charakteristikum des Tuns Jesu. Das ist aber ganz markinisch. Lukas eigen ist der Zusatz «*dynamis*»/Macht, Kraft (4,36; 6,19; 5,17; 9,1; Apg 10,38). Auch *epitimân* (anherrschen) ist nichts Lk Eigenes, sondern aus Mk übernommen, abgesehen von der Gestaltung der Heilung der Schwiegermutter des Simon vom Fieber als eine Art Exorzismus (Lk 4,38). Meines Erachtens ist die Verwendung des Wortes nicht von «exousia» her zu bestimmen, sondern hängt mit der Umgestaltung der Erzählung in eine exorzistische Fieberbannung zusammen, also mit der eingetragenen Vorstellung vom Fieber als eine Art dämonischer Macht, wie die Analyse zeigte (S. 63; 68, Anm. 10; 69).

Wichtig ist die Feststellung, dass Lk das exorzistische Wirken Jesu als Heilung versteht. Es ist gewiss richtig, dass Lk an einer Spezifizierung nicht interessiert ist. Er ver-

¹ Walter Kirchschräger, Jesu exorzistisches Wirken aus der Sicht des Lukas. Ein Beitrag zur lukanischen Redaktion (ÖSB 3), Klosterneuburg 1981, 331 S.

wendet die Ausdrücke therapeuein (heilen) und iaomai («verarzten») ohne deutlich erkennbare Differenzierung, wenn auch das Lk eigene Wort das zweite ist (Mk verwendet es nur einmal). Exorzismus und Heilung sind einander angenähert. Von einer Abwertung kann keine Rede sein, wie der Verfasser glaubt festhalten zu müssen. Ganz im Gegenteil! Es ist das heilende Wirken Jesu als eine Art Exorzismus dargestellt, wenn auch nicht jede Heilung so deutlich daraufhin gestaltet ist wie Heilung der Schwiegermutter des Simon vom Fieber. Immerhin deutet Lk die Heilung der gekrümmten Frau als Lösung der Bindung durch den Satan (13, 10–14). Der Verfasser interpretiert: Das befreiende, loslösende Wirken Jesu wird unter dem weiten Begriff des therapeuein gesehen. Das ist gewiss richtig. Aber es gilt noch mehr umgekehrt: Heilen ist Befreiung, Loslösung aus der Macht Satans. Dass Lk das heilende Wirken Jesu so versteht macht die Zusammenfassung seines Evangeliums in der Apg 10,34 ff. mit 10,38 eindeutig klar: «... Jesus von Nazareth, wie Gott in gesalbt hat mit Kraft und heiligem Geist, der hindurchzog wohltuend und heilend alle vom Teufel Tyrannisierten (*katadynasteuomenous*).» Die Stelle wird nur einmal beiläufig für *dynamis* zitiert (S. 40; Anm. 79). Dabei ist sie recht eigentlich die Schlüsselstelle für das lukanische Verständnis des Wunderwirkens Jesu. Wäre sie unter den Texten aus der Apostelgeschichte (S. 251–269) behandelt worden, wäre gewiss ihre Bedeutung klar geworden. So wird der Ertrag der Apg mit den paar Sätzen S. 268 nicht entsprechend gewürdigt. Auch die Zusammenhänge «unreine bzw. böse Geister-Dämonen-Satan-Teufel» kommen nicht zur Sprache.

Im weiteren stellt der Verfasser bei Lk katechetische Absichten in der Gestaltung der Überlieferung fest. Verschiedene Perikopen bestimmt er denn auch als katechetische Erzählungen (Exorzismus in Kapharnaum; Sturmstillung; Gerasener; der epileptische Knabe). S. 44 wird diese Bestimmung damit begründet, das «Aussageziel des Verfassers sei die Deutung von Person und Wirken Jesu, nicht die Darstellung des Einzelalles». Ist das nicht die Absicht überhaupt der Evangelisten? Wenn schon, wäre dies doch eher als kerygmatisch zu bezeichnen. Das gilt aber für alle.

In dem aus den behandelten Stellen ersichtlichen Christusbild des Lukas hebt der Verfasser das mit Vollmacht ausgestattete Lehren Jesu hervor, Jesus als Lehrer, der verkündet und heilt, Verkünder und Vergewärtiger des Gottesreiches. Es sind das freilich sehr allgemeine Züge, die auch für die andern gelten.

Das Besondere zeigt sich, wie gesagt eher in der Betonung der *dynamis* (Kraft), die

Jesus erfüllt von seiner Taufe her, die, wie Apg 10,38 (vgl. Lk 4,1.14.18) klar macht, als Ausrüstung zu seinem heilenden, befreienden Wirken gedeutet ist. Meines Erachtens kommt die Verbindung mit der programmatischen Eröffnungsszene mit ihrer Selbstvorstellung Jesu zu wenig zum Zug: Jesus als der mit Kraft und Geist gesalbte Freudenbote – und -bringer für die Armen, Gefangenen... , denen er *aphesis*, Freilassung bringt. Gewiss ist richtig, dass die dort zweimal genannte *aphesis* – ermöglicht durch die Mischung von Jes 61,1 und 58,6 – sich nicht auf die Dämonenbannung allein bezieht bzw. auf die Freilassung aus seiner – des Teufels – Knechtschaft (Apg 10,38), sondern auch den Sünden-Erlass mit einbezieht (obwohl *hamartiôn* / von Sünden sich im Zitat nicht findet bzw. finden kann), wie S. 246, Anm. 58 bemerkt. Sünden-Erlass ist ja für Lk geradezu der Inhalt der nachösterlichen Verkündigung (Lk 24,47). Aber jene Befreiung ist gewiss mitgemeint.

So stellt sich die Frage, wie denn Lk den Zusammenhang zwischen beiden Befreiungen sieht. Der Zusammenhang Satan-Teufel-unreine, böse Geister-Dämonen sowie Heilung als Befreiung aus der Knechtung / Beherrschung durch den Teufel- und Sündenerlass als Befreiung aus der *Macht / exousia* Satans (vgl. Apg 28,18) hätten doch wohl auch vom Thema her Beachtung verdient. Es scheint ein Anliegen des Verfassers zu sein, von Lukas ein «besonderes Interesse an diesem Thema» – Exorzismen, Dämonisches – fernzuhalten (S. 272; 44: «Der erzählte Exorzismus ist literarisches Vehikel und gerne aufgenommene Einkleidung für die auf Jesus konzentrierte Grundaussage...»; «sich dabei der... Auseinandersetzung mit Dämonen bedient. Durch die Verwendung dieser seinen Lesern bekannten Darstellungsweise zeigt sich der Verfasser auch hier als guter Katechet»). Meines Erachtens besteht kein Grund, den Verfasser des dritten Evangeliums und der Apg so aus seiner Umwelt herauszunehmen. Für ihn ist das gewiss nicht Einkleidung der befreienden Kraft der Gottesherrschaft, die in und durch Jesus wirksam ist, sondern ihre konkrete Erfahrung.

Es überrascht etwas, dass der Autor das ihm mindestens aus *U. Busses* Werk bekannte Buch von *John M. Hull*, *Hellenistic Magic and the Synoptic Tradition*, London 1974 (zu Lk S. 87–115) nicht herangezogen hat. Gegenüber *U. Busse* (Die Wunder des Propheten Jesus. Die Rezeption, Komposition und Interpretation der Wundertradition im Evangelium des Lukas, fzb 24, Stuttgart 1977) hebt der Verfasser sein Werk dadurch ab, dass es stärker redaktionsgeschichtlich ausgerichtet ist und dass «die redaktionsgeschichtlichen Ergebnisse... auch

etwas vorsichtiger formuliert (werden)» (S. 13). Damit freilich ist der sehr technische Charakter des Buches gegeben sowie eine gewisse Blässe und Allgemeinheit der Ergebnisse. Seine Stärke liegt in der Analyse, die es zu einem Lehrstück macht, allerdings mehr für Redaktionskritik denn für synthetische Redaktionsgeschichte.

Georg Schelbert

Hinweise

«Lebensraum Pfarrei»

Die *Junge Gemeinde* hat im Zusammenhang mit dem Fastenopferthema 1985 «Raum geben» ein Würfelspiel «Lebensraum Pfarrei» für 4 bis 8 Personen ausgearbeitet. In diesem Spiel wird Jugendlichen und Erwachsenen die Möglichkeit geboten, miteinander ins Gespräch zu kommen, Meinungen über den Lebensraum «Pfarrei» auszutauschen. Gleichzeitig regt das Spiel an, vermehrt miteinander an einem gelungenen Pfarreileben mitzugestalten. Selbstverständlich kann das heiter-ernste Würfelspiel auch innerhalb einzelner Gruppierungen der Pfarrei, im Pfarrei- oder Kirchenrat gespielt werden. Ab sofort sind Spielplan und -anleitung erhältlich bei: Sekretariat Junge Gemeinde, Auf der Mauer 13, Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon 01-251 06 00 (Preis Fr. 5.– + Porto und Verpackung).

(Ehemalige) Klöster sind mehr als Museen

Obwohl in letzter Zeit starke Zweifel angemeldet worden sind, ob und vor allem *wie* Kulturgüter und Baudenkmäler, auch religiöse, für einen (atomaren) Ernstfall noch wirksam geschützt werden können, müssen schon von Gesetzes wegen Vorkehrungen und Massnahmen für einen allfälligen Notfall natürlich getroffen werden. Um diesen Verpflichtungen nachzukommen, aber vor allem auch um die Bedeutung von solchen Kulturleistungen der Vergangenheit auch für die Gegenwart (und die Zukunft) stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu heben, hat die Denkmalpflege des Kantons Aargau neulich einen Film «Kloster Muri – ein Kulturdenkmal lebt» über das ehemalige Benediktinerkloster Muri fertiggestellt. Vom Auftrag und teilweise von der Natur der Sache her, bei der Restaurierungsarbeiten zwangsläufig eine nicht unwichtige Rolle spielen, hätte das Resultat leicht einen der

üblichen, trockenen «Kultur- und Instruktionfilme» abgeben können.

Die mit dem Auftrag betraute Filmkommission, deren Arbeit sich über volle sieben Jahre hingezogen hat, lieferte nun allerdings den Beweis, dass es auch anders geht. Im Endergebnis ist nämlich ein 45 Minuten dauernder «Klosterfilm» entstanden, der umfassende Einblicke in diesen bedeutenden Sakralbau, seine Entstehungsgeschichte, seinen künstlerischen Reichtum und seine geistige Ausstrahlung zu vermitteln vermag. Um den gestellten Anspruch einzulösen, dass das Kulturdenkmal tatsächlich noch «lebt» und nicht bloss ein Ausflugsziel von Touristen ist, erscheint bisweilen auch einer der kleinen Gruppe von Patres im Bild, die heute, bis zu einer allfälligen Wiedereröffnung des monastischen Lebens (?), im naheliegenden Hospiz untergebracht sind. Der gleiche Gedanke wird zudem mit der Einblendung von Sequenzen eines Pontifikalamtes unterstrichen, das am 16. Oktober 1983 vom Abt aus Muri-Gries, Dominik Löpfle, zelebriert worden ist. Damit lebt das Denkmal nicht nur von seiner Peripherie, sondern mit der gefeierten benediktinischen Liturgie auch von seiner Mitte her. Ein Film also, der mit der dazu notwendigen Einfühlung, ja mit Liebe, Idealismus und Ausdauer gemacht worden ist. Man spürt, dass nicht Kräfte von aussen herbeigebracht worden sind, sondern dass «Murianer» (der Kameramann zum Beispiel ist von Beruf Bäcker-Konditor am Ort), Freiämter oder doch mindestens Aargauer am Werk gewesen sind, die zu ihrer Heimat mit deren Vergangenheit (Kulturkanton!) natürlich ein anderes, engeres Verhältnis haben. Dafür ist man sogar bereit, einen kleinen Preis für ein paar technische Unebenheiten beim Bildschnitt beispielsweise oder bei der Kameraführung zu bezahlen, und man ist froh, dass Ansätze zu einer spielfilmartigen Überdramatisierung, etwa beim Proben eines Ernstfalles und der Beschädigung durch Rauch und Feuer in Grenzen gehalten werden konnten. Seinem Anliegen, seiner Machart und seiner Aussage entsprechend, ist der Film vielseitig einsetzbar. Er kann nicht nur Denkmalpflegern als nachahmenswertes Beispiel dienen, sondern er lässt sich sehr gut auch bei Pfarreianlässen, religiösen Bildungsabenden und sogar im Religionsunterricht verwenden.

Ähnliche benediktinische und klösterliche Sujets, wenn auch aus anderen, religionsdidaktischen Erwägungen heraus, hat neulich die audiovisuelle Kommission der Deutschen Bischofskonferenz mit Kurzfilmen von etwa 20 Minuten Dauer über Benedikt von Nursia und Papst Gregor den Grossen als «Heilige Europas» von der Tellux in München produzieren lassen («Statthalter

Gottes – Papst Gregor der Grosse» und «Europas Heiliger – Benedikt von Nursia»). Schon diese Einordnung in den europäischen Kontext weist darauf hin, dass das monastische Erbe mit seinen historischen Ereignissen und Gestalten ebenfalls nicht für sich selbst zur Darstellung kommen soll, sondern zu einer geistigen Besinnung im Hinblick auf die Zukunft einladen will. Um die grossen religiösen Gestalten aus ihrer historischen Ferne ein bisschen stärker in die Gegenwart hineinzuholen, haben die Autoren deshalb, über die – zu schwach – ange deuteten geistigen Parallelen zu unserer «Zeit des Umbruchs» hinaus, die dokumentarischen Teile bisweilen auch mit spielfilmartigen Elementen durchsetzt. So wird beispielsweise die Begegnung mit Gregor dem Grossen in den Rahmen einer Romfahrt, mit den dazugehörigen kultur- und kirchenhistorischen Erkundigungen vor Ort und entsprechenden Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler, hineingestellt. Und die vielleicht etwas zu konservativen, aber nicht unrealistischen Bilder aus dem Benediktinerkloster Fiecht im Tirol dienen im Film über den Ordensgründer dazu, die Atmosphäre in einem heutigen Kloster widerzugeben. Es ist geplant, diese «kirchengeschichtliche Reihe in Einzelbeispielen» fortzusetzen, die, wie alle anderen hier erwähnten Filme, über *Selecta-Film* in Freiburg i. Ü. (8, rue de Locarno, Telefon 037-22 72 22) zu beziehen sind.

In dem Zusammenhang soll ergänzend auf zwei weitere, *schweizerische* Produktionen hingewiesen werden, die zwar bereits vor wenigen Jahren entstanden sind, aber von ihrer Aktualität noch gar nichts verloren haben. Dies, obwohl es dabei primär darum geht, den klösterlichen *Alltag* mit seiner Lebensform heute zu zeigen und nicht mit Rückblenden in die Vergangenheit Ordensgeschichte zu rekonstruieren. In diesem Sinne hat Stanislav Bor mit seinem Jubiläumsfilm zum 1500. Geburtstag des heiligen Benedikt «Wer es fassen kann ...» (1980) versucht, skeptischen Zeitgenossen die Stärken und Schwächen eines Ordenslebens etwas näher zu bringen. Und die Filmgruppe des Lehrerseminars Solothurn vermochte bei den Dreharbeiten zu ihrem eindrücklichen Übungsfilm «Weil ich Gemeinschaft leben will» (1980) in der franziskanischen Klostersgemeinschaft ihrer Stadt einen sympathischen «alternativen» Lebensstil zu erkennen, der in vielen Punkten (zu?) offensichtlich ihren eigenen Vorstellungen entsprach.

Damit ist angedeutet, dass die kritischen Aspekte bei all diesen Darstellungen vielleicht etwas zu stark in den Hintergrund getreten sind, obwohl keineswegs etwa eine heile Welt heraufbeschworen wird. Aber ra-

dikalere Sinn- und Orientierungsfragen, wie sie etwa Umberto Eco mit der hintergründigen Metapher von der «abgebrannten Abtei» in seinem berühmt gewordenen Roman «Der Name der Rose» zu stellen scheint, wird von diesen kurzen bis mittellangen Filmen ohnehin niemand erwartet haben.

Diese dürfen und können indessen durchaus zum Anlass werden, sehr grundsätzliche Überlegungen, etwa zum Thema «christliches Abendland», säkularisiertes Europa und so weiter, aufzugreifen. Auch wo sich bei Vertretern der «No Future»-Generation Zweifel an der Zukunftsträchtigkeit dieses verpflichtenden Erbes melden, sollen sie nicht mit Entrüstung oder Sublimierungsversuchen beantwortet beziehungsweise eben nicht beantwortet werden. Es darf ja durchaus auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass bei einem ernsthaften, zwangsläufig auch kritischen Befragen der christlichen, europäischen Tradition und Kultur auch deren positive und bleibende Werte neu ins Bewusstsein gehoben werden. Dann können diese Kulturdenkmäler und ihre historischen Initianten mit den bewährten Riten und Regeln, Bibeln und Bibliotheken im Zeitbewusstsein tatsächlich neu zu leben beginnen. Das wäre zugleich wohl auch der allerbeste «Kulturgüterschutz» und die überzeugendste Garantie für «eine Zukunft unserer Vergangenheit».

Ambros Eichenberger

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Nuntius für die Schweiz ernannt

Soeben hat der Heilige Stuhl in der Person von Erzbischof Edoardo Rovida, Titularbischof von Taormina, den neuen Apostolischen Nuntius in Bern ernannt. Erzbischof Rovida war bisher Apostolischer Nuntius und Ständiger Beobachter bei den Vereinten Nationen und anderen internationalen Organisationen in Genf.

Die Schweizer Bischofskonferenz drückt dem Heiligen Vater ihre Dankbarkeit für diese Ernennung aus und entbietet Erzbischof Rovida ihren brüderlichen und ehrerbietigen Willkommensgruss. Es ist nur ein kurzer Weg von Genf nach Bern. Der neue Vertreter des Heiligen Stuhles kennt also unser Land bereits, besonders eine unserer Städte und ihre Bewohner, etwas von unseren Gewohnheiten und Gebräuchen sowie manche Besonderheiten unserer Bistumskirchen und unsere Landessprachen. Diese

Erfahrung, verbunden mit den menschlichen Qualitäten und der beruflichen Tüchtigkeit von Erzbischof Rovida, gibt uns Anlass zur Freude.

Wie das Kirchenrecht es ausdrückt, ist es «Hauptaufgabe eines päpstlichen Gesandten (...), die Bande der Einheit, welche zwischen dem Apostolischen Stuhl und den Teilkirchen bestehen, ständig zu stärken und wirksamer zu gestalten».

Die Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz bringen hiermit in ihrem eigenen Namen und im Namen ihrer Bistümer die Bereitschaft zum Ausdruck, dieses Ziel mit Ausdauer zu verfolgen. Es erfüllt sie mit Freude, dafür auf die überreichen geistigen und menschlichen Qualitäten zählen zu dürfen, die Erzbischof Edoardo Rovida als Rüstzeug für einen aufopfernden und wirk-samen Dienst an der Kirche mitbringt.

+ *Henri Schwery*

Bischof von Sitten

Präsident der Schweizer Bischofskonferenz

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Kurse für Kommunionhelfer 1985

In diesem Jahr finden an verschiedenen Orten mehrere Einführungskurse für Kommunionhelfer statt. An einem solchen Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete, nicht zu junge Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis zum angegebenen Datum bei der entsprechenden Stelle anzumelden.

Kurse finden statt in:

St. Gallen, Pfarreiheim St. Otmar (Grenzstrasse 10), Freitag, 22. März, 19.00–22.00 Uhr; *Anmeldung* (Anmeldeschluss 15. März): Katechetische Arbeitsstelle, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen.

Folgende Kurse werden vom Liturgischen Institut durchgeführt (jeweils samstags 14.30–17.30 Uhr); *Anmeldung*: Liturgisches Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung.

Zürich: 9. März (Anmeldeschluss 4. März);

Luzern: 8. Juni (Anmeldeschluss 3. Juni);

Zürich: 7. September (Anmeldeschluss 2. September);

Luzern: 16. November (Anmeldeschluss 11. November).

Bistum Basel

Bischöfliche Funktionen September bis Dezember 1984

9. September	Einweihung der restaurierten Kirche in Hitzkirch	Bischof Otto Wüst
10.–12. September	Bischofskonferenz in Disentis	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
14. September	Engelweihe in Einsiedeln	Weihbischof Joseph Candolfi
17. September	Delegiertenversammlung des Schweizerischen Sakristanverbandes in Bern	Weihbischof Joseph Candolfi
21.–22. September	Priester- und Seelsorgerat in Dulliken	Bischof Otto Wüst
24. September	Veuves crétiennes in Delémont Kommission Bischöfe-Priester	Weihbischof Joseph Candolfi Weihbischof Joseph Candolfi
25. September	Empfang der Bischöfe von Basel durch die Regierung des Kantons Thurgau	Bischof Otto Wüst
26. September	Besuch der Firmkinder von Menziken/Reinach	Weihbischof Joseph Candolfi Bischof Otto Wüst
27. September	Regionaldekanenkonferenz und Personalkommission	Bischof Otto Wüst
28. September	Besuch der Firmkinder von Klingnau	Weihbischof Joseph Candolfi
29. September	Empfang für die Gewinner (5 Schüler) beim Wettbewerb anlässlich des Papstbesuches	Bischof Otto Wüst
	Besuch in der Pfarrei Eschenbach	Bischof Otto Wüst
1. Oktober	DOK	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
2. Oktober	Altarweihe der Hofkirche St. Leodegar in Luzern	Bischof Otto Wüst
5. Oktober	Wahlausschuss Fastenopfer	Bischof Otto Wüst
6.–7. Oktober	Firmung in Frigento (Italien)	Weihbischof Joseph Candolfi
8.–13. Oktober	Kirche und Tourismus (KAKIT) in Rom	Weihbischof Joseph Candolfi
16. Oktober	Personalkommission der SKAF	Weihbischof Joseph Candolfi
18. Oktober	Begegnung mit den Vertretern von Behörden und verschiedenen Gremien in Sursee	Bischof Otto Wüst
20. Oktober	Einsetzung des neuen Bischofs von Strasbourg	Bischof Otto Wüst
21. Oktober	Einweihung der Kirche in Lomnis	Bischof Otto Wüst
22. Oktober	Basler Liturgische Kommission	Bischof Otto Wüst
23. Oktober	Jubelprofess-Feier bei den Spital-schwestern in Solothurn	Bischof Otto Wüst
23.–24. Oktober	Priesterrat	Weihbischof Joseph Candolfi
24. Oktober	Büro Bischofskonferenz	Bischof Otto Wüst
25. Oktober	Regionaldekanenkonferenz und Personalkommission	Bischof Otto Wüst
26. Oktober	Begegnung mit dem Pater General der Scalabrinianer-Missionare	Weihbischof Joseph Candolfi
29. Oktober	Frau-Mutter-Wahl der Liebfrauen-Schwestern in Zug	Weihbischof Joseph Candolfi
30. Oktober	Sapientia christiana	Bischof Otto Wüst
31. Oktober	Bischofsjubiläum von Mgr. Maillat in Fribourg	Weihbischof Joseph Candolfi
5. November	JOCE in Fribourg	Weihbischof Joseph Candolfi
7. November	Besuch der Firmkinder von Interlaken	Bischof Otto Wüst
8. November	Consiglio Ital. in Zürich	Weihbischof Joseph Candolfi
9. November	Vortrag im Fokolar-Zentrum in Baar Versammlung SKAF	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
11. November	Pastoralbesuch und Einweihung der Kirche in Oberrohrdorf	Bischof Otto Wüst
12. November	Vikarentreffen in Bern	Bischof Otto Wüst
13. November	Eröffnung des neuen Studienjahres der Theologischen Fakultät in Luzern	Weihbischof Joseph Candolfi

13. November	Besuch der Firmkinder von Oberdorf	Bischof Otto Wüst
14. November	Consejo Deleg. Espagnola in Solothurn	Weihbischof Joseph Candolfi
15. November	Dies Academicus der Universität Freiburg Besprechung KAKIT	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
16.–17. November	Seelsorgerat	Bischof Otto Wüst
19. November	Begegnung mit dem Provinzial der Franziskaner (Jugoslawien)	Weihbischof Joseph Candolfi
20. November	Stiftungsrat Fastenopfer	Bischof Otto Wüst
21. November	Generalkapitel und Frau-Mutter-Wahl der St.-Anna-Schwestern in Luzern	Bischof Otto Wüst
22. November	Regionaldekanenkonferenz und Personalkommission	Weihbischof Joseph Candolfi
23. November	Missio Luzern	Weihbischof Joseph Candolfi
25. November	Einweihung der Kirche in Kaiserstuhl	Bischof Otto Wüst
26.–27. November	Jahresversammlung der KAKIT	Weihbischof Joseph Candolfi
26. November	Dulliker-Priestertagung	Bischof Otto Wüst
27. November	Begegnung mit dem neuen italienischen Konsul in Solothurn	Bischof Otto Wüst
28. November	Dekanat Zurzach CE in Lausanne	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
29.–30. November	Büro BK in Rom	Bischof Otto Wüst
30. November	Antrittsbesuch des neuen italienischen Generalkonsuls (Sitz in Basel) in Solothurn Vortrag in der italienischen Mission in Burgdorf	Weihbischof Joseph Candolfi Weihbischof Joseph Candolfi
3.–6. Dezember	Bischofskonferenz in Wislikofen	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
7. Dezember	Administrationsrat	Bischof Otto Wüst
8. Dezember	Einweihung der Kapelle im Elisabethenheim (Spitalschwestern Luzern)	Weihbischof Joseph Candolfi
8.–9. Dezember	Pastoralbesuch und Einweihung der Kirche in Unterendingen	Weihbischof Joseph Candolfi
11.–12. Dezember	DOK und OKJV in Einsiedeln	Bischof Otto Wüst Weihbischof Joseph Candolfi
13. Dezember	Einweihung der Kapelle im Bürgerspital in Solothurn	Weihbischof Joseph Candolfi
14. Dezember	Begegnung mit dem Movimento Laici in Solothurn	Weihbischof Joseph Candolfi
17. Dezember	Personalkommission SKAF	Weihbischof Joseph Candolfi
19. Dezember	Begegnung mit den Studenten der Universität Freiburg	Weihbischof Joseph Candolfi
22. Dezember	Ranft-Treffen der Jungen Gemeinde	Bischof Otto Wüst
24. Dezember	Kathedrale Solothurn (Mitternachtsmesse)	Bischof Otto Wüst
25. Dezember	Kathedrale Solothurn (Weihnachts-Gottesdienst)	Weihbischof Joseph Candolfi

Zusätzlich haben die Bischöfe von Basel gemäss früher veröffentlichtem Plan an zahlreichen Wochenenden den Pfarreien und Ausländer-Missionen im Kanton Aargau Pastoralbesuche (mit Spendung der Firmung) abgestattet.

Bischöflicher Kanzler

Bistum Chur

Priesterjubilare 1985

70 Jahre Priester

18. Juli 1915: *Höfliger* Franz, Prälat, Ehrendomherr, Ingenbohl.

60 Jahre Priester

12. Juli 1925: *Huber* Eugen, Resignat, Johannesstift/Zizers; *Luminati* Alfredo, Resignat, Trun; *Maranta* Reto, Mons., preposito, San Vittore; *Rudolf* Caesar Maria, Resignat, Davos Platz; *Gervasi* Pio P. OSB, Kloster, Disentis.

50 Jahre Priester

24. Februar 1935: *Hauswirth* Heinrich, Prof., Zugerberg.

13. Juni 1935: *Kerényi* György, Dr. theol. et iur. can., Resignat, Zürich.

15. Juni 1935: *Galliker* Vincenz P. OSB, Spiritual, Melchthal.

7. Juli 1935: *Arpagaus* Gieri, Gefangenseelsorger, Chur; *Bamert* Martin, Resignat, Vaduz; *Bernasconi* Giacomo, Pfarrer, St. Moritz; *Berther* Christian, Kan., Pfarrer, Rueun; *Bruggmann* Hans, Resignat, Cagiallo (TI); *Giuliani* Sergio, Prälat, Poschiavo; *Leu* Alois, Resignat, Zizers; *Rohrer* Johann, a. Prof., Ingenbohl; *Schäfer* Joseph, Resignat, Pfäffikon (ZH); *Schmid* Josef, Dr., Barcelona; *Truniger* Emil, Resignat, Vazerol/Brienzi; *Baltermi* Alfons P. OFMCap, Dr. theol., Pfarrer, Sur.

40 Jahre Priester

17. März 1945: *Drack* Basil P. OSB, Dr. theol., Kloster, Disentis.

25. März 1945: *Jung* Eugen P. SMB, Pfarrer, Lauerz.

26. Mai 1945: *Perego* Giorgio, Italienermissionar, Samedan; *Burkard* Karl P. OSB, Spaniermissionar, Einsiedeln; *Graf* Matthias P. OSB, Pfarrvikar, Bennau; *Mellesi* Lazzaro Lini, Resignat, Castaneda.

29. Juni 1945: *Hürzeler* Karl, Resignat, Zizers.

1. Juli 1945: *Aschwanden* Hans, Pfarrer, Beckenried; *Baumann* Alois, Dr. theol., Pfarrer, Samedan; *Böckle* Franz, Dr. theol., Universitätsprofessor, Bonn; *Bona-coscia* Arnaldo P. SDB, Pfarrer, Italienerseelsorge, Zürich; *Mächler* Wilhelm, Kaplan, Bisisthal; *Sturzenegger* Karl, Spiritual, Davos Platz.

25 Jahre Priester

3. April 1960: *Bearth* Martin, Pfarrer, Somvix; *Cadruvi* Gieri, Pfarrer, Zuoz; *Kolb* Guido, Kan., Pfarrer, St. Peter und Paul Zürich; *Lurati* Aurelio, Pfarrer, Cama; *Maier* Ernst, Vikar, St. Franziskus Zürich; *Schmidt* Alfred, Pfarrer, Murg; *Schnyder* Gabriel, Pfarrer, Bristen.

Wahl

Die Kommission für die Fortbildung der Seelsorger im Bistum Basel hat zur neuen Präsidentin Frau *Rita Bausch*, Pastoralassistentin in Birr, gewählt. Frau Bausch

tritt die Nachfolge von Pfarrer Josef Grüter, Baar, an, der die Diözesane Kommission für die Fortbildung während zehn Jahren präsidiert hat.

Bischöflicher Kanzler

29. Juni 1960: *Caratsch* Theodos P. OFMCap, Pfarrer, Dekan, Scuol; *Kirchhofer* Karl, Professor, Chur.

1. Juli 1960: *Chiappani* Costantino, Italienseelsorger, Brunnen; *Malimpensa* Genesio P. SDB, Italienermissionar, Zürich; *Quero Juárez* Pedro, Spanierseelsorger, Chur.

10. Juli 1960: *Holderegger* Bruno P. OP, Zürich.

16. Juli 1960: *Carvalho* Raymond P. MSFS, Pfr.-Prov., Klosters.

14. August 1960: *Freitag* Hansruedi, Dr. theol., Spiritual, Zürich.

Die gemeinsame Feier für alle Jubilare wird am *Dienstag, 9. Juli 1985*, im Priesterseminar St. Luzi Chur, stattfinden. Eine persönliche Einladung wird jedem Jubilar rechtzeitig zugestellt. Sollten in der hier veröffentlichten Liste aus Versehen etwelche Jubilare fehlen, so möge man diese bitte umgehend der Bischöflichen Kanzlei, Hof 19, 7000 Chur, melden.

Im Herrn verschieden

Cortesi Quinto, Kaplan i. R., Triesen (FL)

Der Verstorbene wurde am 28. August 1915 in Poschiavo geboren und am 2. Juli 1939 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Vikar der Erlöser-Pfarrei Zürich (1939–1940), als Pfarrer von Selma (1940–1942), als Pfarrer von Poschiavo (1943–1946), als Pfarrer von Brusio (1946–1950), als Prof. im Kollegium Schwyz (1950–1956), als Pfarrer von Brusio (1956–1960), als Pfarrer von Andeer (1960–1965), als Pfarrhelfer von Gersau (1965–1971), und als Kaplan von Triesen (FL) (ab 1971). Im Ruhestand seit 10. April 1978. Er starb am 17. Januar 1985 in Triesen und wurde am 21. Januar 1985 in Triesen beerdigt.

Bistum St. Gallen

Im Herrn verschieden

Kan. Clemens Helfenberger, a. Domkatechet, St. Gallen

Er wurde in seiner Heimatgemeinde Gossau am 29. Juli 1903 geboren und besuchte daselbst die Primarschule. Nach Absolvierung des Gymnasiums der Kantonschule in St. Gallen wandte er sich dem Medizinstudium zu. Nach vier Semestern wechselte er zur Theologie über an den Studienort Freiburg i. Br. und Freiburg i. Ü., nachdem er in Innsbruck Philosophie belegt hatte. Am 16. März 1929 weihte ihn Bischof Robertus Bürkler in der Kathedrale St. Gallen zum Priester. Nach zwei Jahren Vikariatstätigkeit am Dom und als Kaplan in

Walenstadt wurde er im Jahre 1931 als Pfarrer von Walenstadt gewählt und wirkte bis 1956 daselbst. Ins Domkapitel berufen, bekleidete er die Stelle eines Domkatecheten von 1957–1977. Er war 30 Jahre Administrationsrat des katholischen Konfessionsteils des Kt. St. Gallen. Am 18. Januar 1985 rief ihn der Herr nach kurzer Krankheit zu sich. Sein Leib harret auf dem Priesterfriedhof St. Fiden der Auferstehung.

Verstorbene

Dr. iur. can.

Josef Ambros Furrer, Dompropst, Chur

In der Nacht zum Sonntag des 19. August 1984 starb im Kreuzspital Chur Dompropst Dr. iur. can. Josef Furrer. Am folgenden Tag verkündeten die Glocken von St. Ambrosius in Erstfeld das Ableben des wohlbekannten Mitbürgers. Eine grosse Trauerfamilie, angeführt von Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach und weiteren hohen Würdenträgern, begleitete den Leichnam am 23. August auf den Friedhof, wo seine Mutter seit 1971 im Familiengrab ruht.

Grossvater Ambros Furrer wurde 1881 durch den Bau des Stationsgebäudes der Gotthardbahn gezwungen, sein Heimwesen im «Butzen», das seit 1765 im Familienbesitz war, zu verlassen und ein anderes Landgut zu übernehmen. Im «Acherberg», über der linken Talflanke gelegen und eine halbe Stunde Fussmarsch vom Dorf entfernt, fand er ein neues Wirkungsfeld.

Der karge Boden vermochte aber nicht eine Familie mit elf Buben und zwei Mädchen zu ernähren. So suchte Josef, der Vater des lieben Verstorbenen, zum Jungmann erwachsen, anderswo Arbeit und fand Anstellung bei der SBB als Rangierarbeiter. Am 9. Mai 1909 heiratete er Marie Baumann, die Tochter des Johann Josef Baumann und der Franziska, geborene Lyrer, von Wassen. Beide richteten sich im neuerbauten Haus an der Kirchgasse häuslich ein und hofften auf ein glückliches Familienleben.

Jäh brach das erhoffte Glück zusammen, als schon kurz darauf die Ärzte eine plötzlich aufgetretene Krankheit nicht aufhalten konnten. Innert drei Tagen erlag er am 26. Februar 1910 einer Bauchfellentzündung. Der Schmerz über den Tod ihres jungen Gatten und Vater des Kindes, das bald zur Welt kommen sollte, lässt sich nur erahnen. Am 14. März 1910 hielt die Mutter den kleinen Josef Ambros in den Armen, dem sie nun während 60 Jahren Mutter und Vater sein durfte.

Doch ein Leid kommt selten allein. So wurde der jungen Witfrau bald die Wohnung gekündigt, und im Dezember des gleichen Jahres starb ihre Mutter Franziska Baumann-Lyrer.

Mutter und Sohn lebten in bescheidenen Verhältnissen im Wiler bei ihren Geschwistern. Unterstützung gab es wenig, die SBB-Pension war sehr klein. Mit Hilfe guter Seelsorger und mitfühlender Menschen gelang es der Mutter, das Studium und die Matura ihres Sohnes im Kollegium St. Fidelis in Stans zu finanzieren.

Die philosophischen und die theologischen Studien absolvierte Josef Furrer in Chur und in Rom. Die Priesterweihe empfing er am 7. Juli 1935 in Chur, Primiz feierte er am 21. Juli 1935 in der Pfarrkirche in Erstfeld.

Zum Bild auf der Frontseite

Die Christ-König-Kirche von Buchenstaad (SG) wurde 1967–1968 erbaut; Architekten waren Rolf Bächtold und Arthur Baumgartner, den Altar und Taufstein schuf Pirmin Bawidamann, die Taufenster Walter Burger. Die Kirche liegt auf dem Wartbüchel und von ihr aus bietet sich ein herrlicher Ausblick auf die drei Länder. Der Grundriss der Kirche zeigt eine Krone (vgl. Ps 46).

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Josef Bieger-Hänggi, Katholisches Industriepfarramt, Amerbachstrasse 9 a, 4057 Basel

Dr. Josef Bommer, Professor, Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern

Lotti Brun-Bissegger, Elfenaustrasse 19, 6005 Luzern

Dr. Joseph Bühlmann, alt Pfarrer, Adligenswilerstrasse 13, 6006 Luzern

Gregor Burch, Generalvikar, Hof 19, 7000 Chur

Felix Dillier, Religionslehrer, Sekretär der Basler Liturgischen Kommission, Ahornweg 4, 6020 Emmenbrücke

Rita Egger, dipl. theol., Avenue Général Guisan 32, 1700 Freiburg

P. Ambros Eichenberger OP, lic. theol., Leiter des Filmbüros SKFK, Bederstrasse 76, 8002 Zürich

Beatrice Haefeli-Lischer, Sonnsythalde 9, 6048 Horw

Georg Schelbert, lic. theol. et rer. bibl., Lehrbeauftragter, Rue de l'Hôpital 29, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Frage der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9 Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27

Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7–9 Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 43.—.
Einzelnummer: Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratannahme: Montag, Morgenpost.

Von 1935 bis 1938 studierte Josef Furrer Kirchenrecht an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom und kehrte als Doktor des Kirchenrechtes in die Heimat zurück. Während seiner Römer-Studiumszeit war er Kaplan an der Clinica Quisisana der Ingenbohler Schwestern.

Vom 5. September 1938 bis im Juli 1946 war er Bischöflicher Kanzler und zugleich vom 19. November 1942 bis 1946 Bischöflicher Offizial. Aus Gesundheitsrücksichten vertauschte er auf Ratsschlag seines Arztes die Büroarbeit mit der praktischen Seelsorge.

1946 fand die Pfarrinstallation in Immensee statt, wo er bis 1969 segensreich wirkte. Der Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach berief ihn erneut nach Chur. 1971 wählte ihn das Domkapitel zum residierenden Mitglied, zuerst als Sextar, 1973 als Domkantor und 1975 als Dompropst.

Während 25 Jahren leistete er Militärdienst als Feldprediger und stand im Range eines Dienstchefs des 3. Armee Korps.

Dompropst Josef Furrer bekundete all die Jahre grosses Interesse am Geschehen in seinem Heimatort und im Kanton Uri, wo er sich oft für kurze Zeit aufhielt.

Als sich Anzeichen des Alterns bemerkbar machten, schrieb er sein geistiges Testament. Dar-

in hält er unter anderem fest: «Die Liebe zur Kirche und die Sorge um das Heil der Seelen waren stets die Beweggründe meines Redens und Tuns. So will ich es halten bis zur Stunde, da der Herr mir die aufgetragene Verantwortung abnimmt und ich vor Euch als defunctus im Sarge liege. Gott segne alle, die mir im Leben begegneten, die mir Gutes getan und denen ich Gutes tun durfte, auch jene, die mich nicht verstanden haben, vielleicht gar diese oder jene Sicht der Dinge durchkreuzt, bis Gott alles zum Besten gelenkt hat.»

Dompropst Dr. Josef Ambros Furrer ruhe im Frieden.

Gregor Burch

Neue Bücher

Biblische Gestalten

Frey Bertwin, Erwählt und herausgeführt. Gestalten der Bibel, Buchverlag Willisauer Bote, Willisau 1983, 112 Seiten.

Durch Lyrik in die Tiefe der Wahrheit eindringen – wer dies schon gewagt hat, weiss um die Bereicherung des Herzens, aber auch um die damit gegebene Problematik. Wenn der Luzerner Kapuziner Bertwin Frey versucht, durch die lyrische Sprachform bedeutende Personen der Bibel, genauer: Gestalten aus der biblischen Urzeit, Rufer und Mahner, Wegbereiter (bis hin zu Johannes dem Täufer), dem Menschen von heute näherzubringen, so tut er dies mit der Absicht, weil «jede Geschichte in der Bibel... eine Erhellung der eigenen Lebensgeschichte sein» will (S. 5).

Die Unfähigkeit, über ein sehr hübsches – mit fünfzehn ganzseitigen, eindrucklichen Porträtzeichnungen des Engelberger Benediktiners Eugen Bollin zu einzelnen Gedichten! – Buch mit so viel Ästhetik und theologisch-anthropologischer Aussagekraft zu schreiben, liegt in ihm selber: So etwas kann nicht beschrieben werden – man muss es meditativ lesen oder «informationshungrig» betrachten. – Es kann einen neuen oder jedenfalls ungewohnten Zugang zur Bibel vermitteln und ist auch dank mancher eindringlicher Worte, trotz – oder wegen – eigenwilliger Ausdrucksweise, ein empfehlenswertes Buch.

Rita Egger

Alle
KERZEN
liefert

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38



**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Herbert Haag/Katharina Elliger

Wenn er mich doch küsste

Das Hohe Lied der Liebe. Mit Holzschnitten von Robert Wyss. 114 Seiten, geb., Fr. 32.20. Wunderlich 1983. Für die Freunde des schönen Buches: Eine Ausgabe des «Hoheliedes Salomos», die mit einer neuen Übersetzung, mit einem ebenso einfühlsamen wie kenntnisreichen Kommentar und mit 19 ganzseitigen Holzschnitten sowie weiterem Buchschmuck den ursprünglichen Sinn der Dichtung und ihre einzigartige poetische Schönheit sowohl für den Geist als auch für das Auge wieder auffrischt.

Zu beziehen durch: Buchhandlung Raeber AG, Frankenstr. 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Katholische Kirchengemeinde **Meggen** sucht auf 1. August 1985

Katecheten oder Katechetin

als Mitarbeiter(in) im Seelsorgeteam. Nebst dem Religionsunterricht können weitere Aufgaben je nach Neigung und Fähigkeit übernommen werden.

Weitere Auskünfte erteilt gerne: Pfarrer Josef Meier, 6045 Meggen, Telefon 041 - 37 22 36.

Anmeldungen sind zu richten an die katholische Kirchenverwaltung, 6045 Meggen

Müde bin ich . . .

. . . geh' ja nicht schon zur Ruh! Auch mit siebzig nicht! Das Depotleben macht krank. Eine schöne Kaplanei im Aargau wartet auf einen Resignaten, dem wir zwar nicht das Blaue vom Himmel versprechen, aber dass er in unserer Pfarrei einem goldenen Herbst und sorgenlosen Jahren entgegen gehen wird, dafür übernehmen wir die volle Garantie.

Wir freuen uns auf eine Bewerbung unter Chiffre 1394 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern



Auf Frühling 1985 suchen wir einen Mitarbeiter der katholischen Mittelschulseelsorge Zürich als

Religionslehrer

(½ Stelle) und **gleichzeitig** als

Mitbetreuer eines Foyers

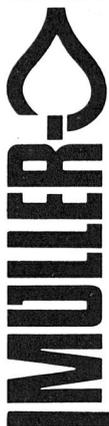
(½ Stelle).

Voraussetzungen:

- abgeschlossenes Theologiestudium
- Erfahrung in der Jugendarbeit
- Erfahrung als Religionslehrer
- Bereitschaft, im Team des Foyers und in der Religionslehrerkonferenz mitzuarbeiten.

Die Besoldung richtet sich nach der Anstellungsordnung der Röm.-kath. Zentralkommission, Zürich.

Bewerbungen und Anfragen sind zu richten an den Leiter der Kath. Mittelschulseelsorge, Hirschengraben 66, 8001 Zürich



**Für
Kerzen
zu**

Rudolf Müller AG
Tel. 071 - 75 15 24
9450 Altstätten SG

Sigrist, einige Jahre im Amt,
sucht auf Frühjahr, Sommer
oder Herbst 1985

neuen Wirkungskreis

Ich würde gerne die Betreuung
eines Pfarreiheimes mit Um-
gebungsarbeiten überneh-
men. Auch würde ich den Sa-
kristan an seinen freien Tagen
ablösen.

Offerten sind zu richten unter
Chiffre 1384, Schweiz. Kir-
chenzeitung, Postfach 1027,
6002 Luzern

Römisch-katholische Kirchgemeinde Winterthur

Für die **Pfarrei St. Marien** in Oberwinterthur suchen wir
eine(n) tüchtige(n)

Pastoralassistenten(in) oder Seelsorgehelfer(in)

Der Aufgabenbereich des (der) neuen Mitarbeiters(in) um-
fasst vor allem

- nachschulische Jugendarbeit und Betreuung von Ju-
gendorganisationen
- Religionsunterricht auf der Oberstufe
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge und in der Liturgie.

Stellenantritt auf Frühjahr 1985 oder nach Übereinkunft.

Besoldung und Anstellungsbedingungen gemäss der An-
stellungsordnung der Römisch-katholischen Zentralkom-
mission des Kantons Zürich.

Interessenten erhalten nähere Auskünfte durch Pfarrer
J. Rüttimann, Telefon 052 - 27 10 50 oder über Telefon
052 - 25 81 20.

Schriftliche Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen
sind zu richten an den Präsidenten der Römisch-katho-
lischen Kirchenpflege, P. Bochsler, Laboratoriumstrasse 5,
8400 Winterthur

Kath. Kirchgemeinde Müswangen LU,
Pfarrhaus in ruhiger Lage, renovierte Kirche, sucht

Pfarresignaten

Religionsunterricht muss keiner erteilt werden.

Nähere Auskunft erteilen:

Jakob Rogger-Steiner, Käserei, 6285 Müswangen, Telefon 041 -
85 19 47, oder das kath. Pfarramt, 6288 Schongau, Telefon 041 -
85 14 57

Kirchlicher Grenzgänger, Theologe, vertraut mit humanpsycho-
logischen Ansätzen, Erfahrung in Einzelseelsorge, Beratung und
Kleingruppenarbeit, in gekündigter Stellung sucht

neues Arbeitsfeld

in der Kirche (ohne Religionsunterricht und Predigt).

Kontakte unter Chiffre 1401 an die Schweiz. Kirchenzeitung,
Postfach 1027, 6002 Luzern

Die **Behindertenseelsorge Zürich** sucht im Sinne
einer längerfristigen Planung einen

Priester, Diakon oder Laientheologen

In Frage kommt auch ein **Heilpädagoge** oder **Leh-
rer**, der ein Ergänzungsstudium in Theologie (TKL,
Dritter Bildungsweg) absolviert hat.

Der Bewerber sollte in leitender Funktion admini-
strative und pastorelle Aufgaben übernehmen kön-
nen. Zusätzlich notwendige Fachkenntnisse könn-
ten berufsbegleitend erworben werden. Eine ent-
sprechende Einführung ist gewährleistet.

Verlangt wird vor allem ein hohes Mass an Einfüh-
lungsvermögen in Lebensprobleme von Menschen
jeglicher Altersstufe und Behinderung, geistige Be-
weglichkeit sowie eine engagierte Einstellung zur
Kirche.

Sollte diese Aufgabe Sie interessieren, so wenden
Sie sich bitte in einem kurzen handschriftlichen
Schreiben mit Angabe Ihres Alters und Ihrer derzeiti-
gen Tätigkeit an den **Verein katholische Behinder-
tenseelsorge des Kantons Zürich, Postfach
2025, 8035 Zürich**

7939

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

5/31. 1. 85



Der Sonderverkauf bei Roos

beginnt dieses Jahr am 22. Ja-
nuar und endet am 8. Februar
1985. Sie erhalten auf allen
Aufträgen mindestens 10%
Rabatt. Profitieren Sie von die-
ser Gelegenheit, sie zahlt sich
aus.

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Tel. 041 - 23 37 88